

akup

ARBEITEN DES KÖLNER UNIVERSALIEN - PROJEKTS
Nr. 32

Elmar Holenstein

VON DER HINTERGEHENHEIT DER SPRACHE (UND DER ERLANGER SCHULE)

August 1978

Abstract

Für die These von der Irriorität der Sprache gegenüber dem Denken ist in der deutschen Philosophie das Schlagwort von der Nichthintergebarkeit der Sprache geprägt worden. Danach gibt es kein kognitives Bewußtsein, das nicht sprachlich strukturiert ist.

Der auf Humboldt und Weisgerber zurückgreifenden Ansicht Karl-Otto Apels, daß die jeweilige Muttersprache als ein Apriori der Weltanschauung fungiert, hält die Erlanger Schule entgegen, daß nur das Sprachvermögen als solches, nicht die einzelne Umgangssprache unhintergebar ist. Das Sprachvermögen wird dabei als intersubjektiv verlässliches Unterscheidungsvermögen und als Fähigkeit zur Prädikation expliziert. Wider die Erlanger Konzeption wird auf perzeptiven Unterscheidungen insistiert, die sich im Verhalten des Wahrnehmenden am zuverlässigsten äußern und die nachweislich sprachlichen Erfassungen der Erfahrungswelt vorangehen, sowie auf der genetisch wie struktural belegbaren Priorität von nicht-prädikativen sprachlichen Äußerungen (Vokativ, Imperativ, Modifikation) gegenüber eigentlich prädikativen Äußerungen. Auch der für die Erlanger so fundamentale Dialog entpuppt sich bei einer genetischen Analyse als ein höherstufiges, in vorangehenden sprachlichen Formen fundiertes Phänomen.

Zum Verhältnis von Sprache und Erkenntnis wird in Auswertung von vergessen gegangenen Ansätzen bei Locke und Leibniz eine Kompromiß-These vorgelegt. Relativ einfache Phänomene lassen sich sprachlos erfassen und gliedern, komplexere 'Gedankengänge' sind sprachlich (semiotisch) vermittelt und entsprechend (von einem Grundstock universaler Gesetzmäßigkeiten abgesehen) auch je nach Sprachsystem anders determiniert. Bezüglich der vorsprachlichen Unterscheidungen lassen sich eine pragmatische Position, nach der jede Unterscheidung kontextbedingt ist, und eine eigentlich kognitive Position, nach der aus strukturalen Gründen nicht alle Unterscheidungsmöglichkeiten gleichwertig sind, auseinanderhalten. Für die zweite Position wird Seilers (1976) Hierarchie der möglichen Determinatoren eines Nomens angeführt.

Orientieren sich konstruktivistisch-logische Theorien der Sprache primär am Kriterium der Einfachheit; so rekonstruktivistisch-phänomenologische Theorien am Kriterium der psychologischen Adäquatheit (gegenüber dem tatsächlichen Kode von Sprecher und Hörer); indem sie phylo-, onto- und aktualgenetische Daten des Sprachprozesses von vorneherein mit in Betracht ziehen.

Von der Hintergebarkeit der Sprache (und der Erlanger Schule)*

Seit gut zwei Jahrzehnten spricht man in der Philosophie von einer "linguistischen Wende". Die Wende basiert auf der These, daß die Sprache nicht mehr nur als ein Gegenstand der Philosophie neben anderen, etwa der Natur, der Geschichte, der Kunst, der Mathematik, anzusehen ist, mit denen sich sogenannte Bindestrich-Philosophien, philosophische Disziplinen zweiten Ranges, befassen mögen, sondern als eine Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt als erster Gegenstand einer prima philosophia. Im deutschen Raum hat sich für diese transzendente Rolle der Sprache ein angeblich auf Nietzsche zurückgehendes Wort durchgesetzt, für das man in anderen Sprachen Mühe hat, ein konzises Äquivalent zu finden. Es geht die Rede von der Nichthintergebarkeit der Sprache.

Der Sprache widerfährt damit eine Ehre, welche die meisten anderen Themen, von denen sie jetzt abgehoben wird, bereits hinter sich haben oder in diversen Schulen seit langem genießen: Leben, Geschichte, Kunst, Wissenschaft usw. Allein schon diese Feststellung stimmt skeptisch. In der Tat kontrastiert die Radikalität, mit der Konsequenzen aus der These der Nichthintergebarkeit der Sprache gezogen werden, in bedenklicher Weise mit der mangelnden Radikalität bei ihrer Begründung.

Am weitesten geht Karl-Otto Apel in seiner nunmehr 15 Jahre zurückliegenden Schrift Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico (1963). Die Sprache, die nicht hintergebar und entsprechend für unsere Welterkenntnis konstitutiv sein soll, ist unsere jeweilige Muttersprache. Die Kategorien des Denkens verlieren damit ihre Universalität. Sie sind nicht "ein für allemal für alle Menschen fixiert". Sie wechseln von einer "geschichtlichen Sprachgemeinschaft" zur andern (1963: 26). Um die erfreuliche Tatsache zu erklären, daß Japaner Newtons Physik und Descartes' Philosophie sehr wohl verstehen und produktiv damit arbeiten, behauptet Apel, daß sie eben zuvor die "Muttersprache des abendländischen Geistes", die als

Metasprache der modernen Physik und Metaphysik fungiert, übernommen hätten. Eine solche Behauptung weist gleich mehrere Schlaglöcher auf.

1. Es fehlt die Reflexion auf die Möglichkeit, eine andere Umgangssprache als die der Kultur, in die man hineingeboren worden ist, entweder unmittelbar zu erwerben, wenn man als Kind in eine andere Sprachgemeinschaft verpflanzt wird, oder mittelbar, anhand von Übersetzungen und Umschreibungen der fremden Sprache in der eigenen Sprache. Dem Spracherwerb voraus liegen offenbar neurologische und kognitive Strukturen, die, zumindest in einem gewissen Stadium der Entwicklung von einer Beschaffenheit sind, die es erlauben, jedwede natürliche Sprache sich voll anzueignen. Bezüglich der wechselseitigen Übersetzbarkeit der Sprachen ist zu fragen, inwieweit sie durch eventuelle Universalien dieser Sprachen, wenn nicht ermöglicht, so zumindest erleichtert wird.

2. Unreflektiert bleibt auch die Frage, inwieweit es nicht gleichfalls universale Aspekte der Umgangssprache sind, der diese ihren Erfolg als letzte Metasprache der formalisierten Wissenschaftssprachen verdankt. Bemerkenswert ist jedenfalls eine sich anbahnende Verschiebung in bezug auf das Hegelianische Postulat eines Parallelismus zwischen dem "System der Philosophie" und der "Geschichte der Philosophie". Es scheint, daß sich der systematische Aufbau eines Wissensgebietes nicht so sehr in der Wissenschaftsgeschichte wieder spiegelt, sondern eher in vorwissenschaftlichen Phasen der Kulturentwicklung einerseits und in der ontogenetischen Entwicklung der Intelligenz des Kindes andererseits, für die ihrerseits universalistische Ansprüche geltend gemacht werden (vgl. Holenstein, 1978).

3. Reflexionsbedürftig ist in diesem Zusammenhang des weiteren die Vielfalt, um nicht zu sagen die Uneinheitlichkeit jeder natürlichen Sprache. Jeder sprachliche Kode zerfällt in eine Reihe von Subkodes, die je nach Adressat ('Soziolekt') und Gegenstand der Rede ('Fachsprache') zum Zuge kommen. Einzelne Fachsprachen können einen starken fremdsprachigen Einschlag aufweisen. Auch Apel (1963: 41) re-

kurriert für seine These "des muttersprachlichen Sinnaprioris" von abendländischer Philosophie und Wissenschaft auf "die translatio der zuerst von den Griechen (...) ausgeprägten Begriffe ... in den neuzeitlichen Nationalsprachen Europas". Zum natürlichen Sprachvermögen des Menschen gehört nicht nur das leichte 'Switchen' von einem sprachlichen Subkode zum andern, sondern auch die selbstverständliche Ergänzungsmöglichkeit der Muttersprache im engeren Sinn durch Fremdsprachen, häufig durch eine lingua franca, die den Zugang zu einer größeren Welt erleichtert.¹

Bedenken, die sich mit der an dritter Stelle vorgetragenen Argumentation berühren, veranlaßten die Erlanger Schule die Nichthintergebarkeitsbehauptung von einem umgangssprachlich vorgegebenen Sprachkorpus auf das Sprachvermögen als solches zurückzuschieben: "Unhintergebar ist Sprache nur als Sprachvermögen ..." (Mittelstraß, 1974: 200; vgl. Lorenz und Mittelstraß, 1967: 204). Diese korrigierende These wird durch eine präzisierende These ergänzt, die typisch ist für die meisten an der Logik orientierten Sprachtheorien: Als eine fundamentale sprachliche Handlung ist Prädikation unhintergebar" (Mittelstraß, 1974: 157).² Weder die korrigierende noch die präzisierende These ist stichfest.

Die folgenden Ausführungen richten sich primär gegen den heute weitverbreiteten Sprachdeterminismus, der in deutschen Ländern mit den Namen Humboldt und Weisgerber, im angelsächsischen Bereich mit den Namen Sapir und Whorf verbunden ist, nach dem im Verhältnis von Sprache und Denken die Priorität der Sprache zukommt. Die Weltanschauung, nicht nur die geistige, auch die sinnliche, die Welterfahrung, ist danach von der Sprache abhängig. Die griffigen Formulierungen der Erlanger Schule, was die meist in Vagheiten steckengelassene These von der Nichthintergebarkeit der Sprache betrifft, sind jedoch eine Einladung, sie als Leitfaden der Kritik zu nehmen, zumal sich im Fortgang der Argumentation eine harte Kritik an dem Bild einer "wildgewachsenen" natürlichen Sprache aufdrängt, das die Erlanger mit den meisten von der Logik herkommenden Sprachtheoretikern teilen. Dies - und weil ein Titel nicht nur informieren, sondern auch etwas provozieren soll - ist der Grund, weshalb die Überschrift dieses Aufsatzes mit dem Klammerzusatz "und der Erlanger Schule" versehen worden ist.

Allerdings ist gleich anzufügen, daß der Erlanger Standpunkt zum Determinationsverhältnis von Sprache und Denken aus ihren Texten gar nicht so klar hervorgeht, wie man das gerade bei ihren sonst so sorgfältigen Argumentationen erwarten würde. Es finden sich Stellen, nach denen Gegenstandserkenntnis und Sprachverständnis Hand in Hand gehen: "Ich lerne sie (Gegen-

stände, z.B. Musikinstrumente wie Fagott und Klarinette) kennen, indem ich sie unterscheiden lerne, und zwar zugleich die Wörter und die Instrumente selbst" (Kamlah und Lorenzen, 1967: 30). Andere Stellen scheinen nahezu legen, daß nach ihrer Auffassung nur intersubjektiv verlässliche Unterscheidungen notwendigerweise sprachlicher Natur sind. In diesem Fall würde nicht das Vorhandensein, sondern nur die intersubjektive Verlässlichkeit von vorsprachlichen Unterscheidungen in Abrede gestellt. Das folgende Zitat läßt beide Interpretationen zu, je nachdem, ob man den Satz zwischen den Gedankenstrichen auf den näheren oder weiteren Kontext bezieht. Wie immer es sei, beide Varianten scheinen mir falsch zu sein: "Die für die Umgangssprache offenkundige, für deren gebrauchssprachliche Erweiterungen stets erst nachzuweisende Verlässlichkeit von Unterscheidungen rührt nicht daher, daß wir schon etwas über die Welt wissen, bevor wir etwas über unsere Sprache wissen - wer so redet, hat noch einmal die Nymphen und Metaphysiker auf seiner Seite -, sondern daher, daß sie als die Folge einer gemeinsamen Kontrolle gemeinsamen Sprachgebrauchs begriffen werden kann" (Mittelstraß, 1974: 202). Ein dritter Typ von Aussagen befaßt sich ebenfalls expressis verbis nur mit der Qualität, diesmal der Begründetheit, nicht mit der Existenz von vorsprachlichen Unterscheidungen: "D.h. die Behauptung, daß die Welt auch unabhängig von unseren sprachlichen Unterscheidungen, also 'an sich', durch die 'Wiederkehr des Gleichen' bestimmt sei, läßt sich nicht begründen. Der Versuch ihrer Begründung würde sofort wieder von sprachlichen Unterscheidungen Gebrauch machen und sich insofern in einem Zirkel bewegen..." (a.a.O. 156). Hier wird übersehen, daß eine wahrnehmungsmäßige Unterscheidung nicht nur durch ein entsprechendes verbales Verhalten, sondern auch - und genetisch meist zuvor - durch ein entsprechendes motorisches Verhalten intersubjektiv überprüft wird.

1. Zur Hintergebarkeit des Sprachvermögens

Das Sprachvermögen explizieren die Erlanger als ein Unterscheidungsvermögen. Schon in dieser Explikation kommt der erstrangige Stellenwert, welcher der Sprache zugeschrieben wird, zum Ausdruck. In der neuzeitlichen Philosophie, ausgeprägt bei Locke, war es anders. Die Sprache galt nicht primär als Unterscheidungs-, sondern als Kombinations- und Fixationsmittel. Vorgegeben war für Locke als Sensualist und Atomist ein Universum von disparaten Sinnesdaten, denen einfache Ideen zugeordnet wurden. Die Aufgabe und das Verdienst der Sprache bestand darin, irgendwelche nützlichen Kombinationen von solchen einfachen Ideen zu komplexen Ideen zu fixieren und perpetuieren. Ohne ein Wort wie 'Triumph' wären wir kaum in der Lage, die diversen Merkmale dieser Feierlichkeit zusammenzuhalten.

Um die Erlanger Lösung als dritten Weg und Ausweg aus zwei einander entgegengesetzten unhaltbaren Positionen anpreisen zu können, greift Mittelstraß zu einer beträchtlichen Uminterpretation philosophisch-geschichtlich festgelegter Begriffe. Als gegnerische Position stehen sich Realismus und Nominalismus gegenüber. Nach der realistischen Position - so Mittelstraß - ist die Welt allen sprachlichen Unterscheidungen voraus 'an sich' vollständig gegliedert, nach der "traditionell als nominalistisch bezeichneten Position" ganz und gar ungegliedert.³ Die Nominalisten waren jedoch bis in die allerjüngste Zeit zu mentalistisch und zu empiristisch eingestellt, kurz: zu sehr dem gesunden Menschenverstand ergeben, um an die ihnen von Mittelstraß unterschobene Annahme eines vor der Sprache ungegliederten Universums zu denken. Die Idee der Wirklichkeit als ein ungegliedertes, beliebig segmentierbares Kontinuum ist als geläufiges Denkschema allerneuesten Datums und im übrigen mehr in geisteswissenschaftlichen und populärphilosophischen Kreisen zu finden als in eigentlich fachphilosophischen.⁴

Die historische Sachlage ist vielmehr folgende. Für beide, Realismus und Nominalismus, ist das Universum vor allem sprachlichen Zugriff gegliedert oder gliederbar. Für den Nominalismus sind alle Segmente des Universums gleichwertig und folglich auch beliebig kombinierbar. Was und wie kombiniert wird, hängt allein von den jeweiligen Interessen und Nützlichkeitsabwägungen ab. Für den Realismus sind nicht alle Segmente gleichwertig und gleicherweise kombinierbar. Die innere Beschaffenheit der Segmente (die physikalische bei materialen, die logisch-semantische bei idealen) ist maßgebend dafür, was, wie und in welcher Reihenfolge kombiniert wird. Nicht äußere Nützlichkeitsabwägungen, sondern Eigenschaften, die den einzelnen Elementen und den elementaren Beziehungsformen zwischen ihnen inhärieren, sind maßgebend für die tatsächlich realisierten Kombinationen. Es gibt den einzelnen Phänomenen immanente Kompatibilitäten, Inkompatibilitäten, Affinitäten und Präferenzen.

Nach Mittelstraß (1974: 150, 156 f., 166 f.) führt jede Aussage über eine vorsprachliche Gliederung der Welt, die als eine verlässliche Unterlage für eine sprachlich formulierte

Gliederung dienen könnte, zu Tautologien. Dieser Tautologie-Vorwurf ist zu billig. Natürlich kann man nicht vorsprachliche Unterscheidungen besprechen und in einer sprachlich formulierten Theorie begründen, ohne diese vorsprachlichen Unterscheidungen sprachlich zu fassen. Natürlich läßt "sich ohne (sprachliche) Unterscheidungen über die Welt nicht sprechen" (ibid. 157). Die Frage ist jedoch: Lassen sich vorsprachliche Gliederungen der Welt intersubjektiv nur sprachlich oder auch und primär außersprachlich feststellen? Kann man sich über Unterschiede, die man sieht, nur sprachlich oder auch außersprachlich - nämlich durch ein unterschiedliches Verhalten - verständigen?

Daß ein Versuchstier einen Gongschlag von einem Trompetenstoß unterscheidet, entnehmen wir nicht einer tiersprachlichen Mitteilung, sondern aus der unterschiedlichen Reaktion. Hätten die Sprachdeterministen recht, hätten Pavlovs Hunde und Skinners Ratten uns Menschen etwas voraus, ein nichtsprachliches Unterscheidungsvermögen. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier bestünde nicht darin, wie gemeinhin angenommen wird, daß gewisse Tierarten über ein sinnliches Unterscheidungsvermögen in Bereichen verfügen, etwa im infraroten Bereich des Farbspektrums, die sich unseren menschlichen Sinnen entziehen, sondern vielmehr darin, daß Mensch und Tier über zwei kategorial verschiedene Unterscheidungsvermögen verfügten. Wissen in seiner elementaren Form besteht in einem mentalen (nicht rein physikalischen) Unterscheiden oder Gleichsetzen und Kombinieren von Phänomenen: "Knowledge then seems to me to be nothing but the perception of the connexion of and agreement, or disagreement and repugnancy of any of our ideas ... For when we know that white is not black, what do we else but perceive, that these two ideas do not agree?" (Locke, 1690: § 4.1.2.).

Mittelstraß spricht wiederholt von der Notwendigkeit, die Verlässlichkeit sprachlicher Unterscheidungen auszuweisen und sukzessive auszubauen. Die Verlässlichkeit ist "die Folge einer gemeinsamen Kontrolle gemeinsamen Sprachgebrauchs". "Diese Kontrolle erfolgt über die Korrektur und präzisierende Weiterführung bereits getroffener Unterscheidungen in (re-)konstruktiven sprachlichen Normierungen,..." (1974:

202 f.). Die Erlanger setzen mit einer solchen Begründung der Sprache zu hoch an. Diese Art von Rechtfertigung - 'Interkonzeptuelle' Konsistenz plus intersubjektiver Konsens in bezug auf diese Konsistenz - gilt primär für höherstufige, komplexe Sprachgebilde. Am leichtesten läßt sich dies an Ziffernsystemen demonstrieren. Das indisch-arabische Ziffernsystem ist dem römischen überlegen, insofern es einheitlicher und durchsichtiger aufgebaut ist. Es macht mehr Zusammenhänge zwischen den einzelnen Zahlen konsistenter sichtbar als das römische Ziffernsystem. Man vergleiche die Ziffern für 'vierundvierzig' und 'achtundachtzig': 44 - 88 vs. XLIV - LXXXVIII. Einer und Zehner werden im indisch-arabischen System gleich bezeichnet und in identisch bleibender Position angeführt, was nicht nur kognitiv, sondern auch operativ, bei der Ausführung mathematischer Operationen, Vorteile mit sich bringt. Nach extrem nominalistischer Ansicht hätten wir keinen Grund, die Ziffer 120 für die Zahl, die wir in unserer Sprache als 'hundertzwanzig' bezeichnen zu gebrauchen und nicht für die Zahl 'siebenundsiebzig'. Ein Gegenstand hat mit einem zweiten nicht mehr und nicht weniger gemeinsam wie mit jedem andern. Die Zahl 120 wiese danach mit den Zahlen 100 und 20 nicht mehr und nicht weniger Ähnlichkeit auf als mit den Zahlen 70 und 7.

Das Kriterium der innersprachlichen Konsistenz, das für den Aufbau einer normierten Sprache so wichtig ist, gilt nur für sog. 'komplexe Ideen', die wir gar nicht anders als semiotisch erfassen und auseinanderhalten können. Relativ einfache Phänomene vermögen wir dagegen intuitiv, und wenn es sinnliche Phänomene sind, perzeptiv zu unterscheiden. Mit einem altehrwürdigen Beispiel: Ein bis fünf/sechs Striche vermögen wir von bloßem Auge auseinanderzuhalten, sechzehn und siebzehn Striche dagegen nur semiotisch, mit Hilfe eines sprachlichen oder außersprachlichen Zeichensystems.

/ // /// //// /////

//////////

Die radikale These, daß die Sprache als alles durchdingender Determinator von Welterfahrung und Weltanschauung fungiert, ist in Anlehnung an simple Wahrnehmungsparadigmen, wie das eben angeführte, an Lockes analoge Zahlennamenanalyse (1690:

§ 2.16.3.-6.) und an eine wachsende Zahl von psycholinguistischen Beobachtungen und Tests zum Spracherwerb durch eine Kompromiß-These abzulösen: Die einfachsten sprachlichen Unterscheidungen werden von vorgängigen perzeptiven und kognitiven Unterscheidungen getragen, während komplexere kognitive Gebilde semiotisch-sprachlich konstituiert und entsprechend auch determiniert sind. Die 'Gegebenheitsweise' der Zahl 'neunundneunzig' ist eine andere im indisch-arabischen Ziffernsystem als in römischen. Sie ist nicht wie in diesem auf die Zahl 'hundert' (IC) bezogen, ein 'Bedeutungsunterschied', den tüchtige Geschäftsleute, die einen Artikel für DM 99.- anbieten, zu nutzen wissen. Mit Leibniz' Kommentar (1765: § 2.16.5.) zu Locke ist jedoch daran festzuhalten, daß die semiotisch-sprachliche Konstitution von 'komplexen Ideen' nur dann gangbar ist, wenn sie systematisch erfolgt, d.h. wenn die Konstitution des Zeichensystems selber in seinem Strukturprinzip kognitiv durchsichtig ist. Wir kämen im Aufbau der natürlichen Zahlenreihe nicht weit, vertauschten wir, wie vorgeführt, Ziffern wie 77 und 120, oder führten, so Leibniz' Bedenken, willkürliche Zeichen ein, etwa 'Abra-kadabra' für 77, 'Dschungili' für 78 usf.

Hätten die Sprachdeterministen recht, würden Kinder beim Spracherwerb von sprachlichen Ausdrücken ausgehen, die sie aus dem Munde Erwachsener hören, und ihr Blickfeld auf Gegenstände und Ereignisse hin analysieren, die den Ausdrücken entsprechen könnten. Sie würden die Welt soweit gliedern, als es für ihr Sprachverständnis notwendig bzw. von diesem her möglich ist. Psycholinguistische Befunde legen nahe, daß in den frühesten Phasen des Spracherwerbs das Umgekehrte der Fall ist. Das Kind wählt aus den vielen sprachlichen Äußerungen diejenigen aus, die sich auf Phänomene beziehen, von denen es durch sein Verhalten dokumentiert hat, daß sie ihm performativ, perzeptiv und kognitiv bereits wohl vertraut sind. Das Kind greift das Wort 'Mund' auf, nach dem sein eigener, der seiner Mutter und der Mund seiner Puppe als wohl determinierter Bezugspunkt in verschiedenen Handlungsvollzügen fungiert hat (vgl. Bruner, 1975: 168). Diese kognitive Basis gilt keineswegs nur für einzelne Wörter, Etiketten, sondern ebenso für grammatische Strukturen. Die Vertrautheit mit der Struktur einer Handlung leitet das Kind

bei der Analyse von elementaren Sätzen und mißleitet es beim Verständnis von höherstufigen Sätzen, die von dieser Struktur abweichen, etwa wenn die Hauptfigur einer Situation nicht als Agent, sondern als Patient fungiert.

Der Erlanger Sprachphilosophie liegen zwei erkenntnistheoretische Irrtümer zugrunde.

1. Der realistischen Gegenposition wird ein unreflektierter Zirkel in der Beweisführung vorgehalten, gleichzeitig jedoch ein Hysteron-Proteron-Fehler in der Darlegung der eigenen Position begangen. Jedes intersubjektive Verständnis von sprachlichen Unterscheidungen setzt erst einmal eine intersubjektiv einheitliche Wahrnehmung von Sprachzeichen voraus, eine nichtsprachliche, perzeptive Unterscheidung von sinnlichen Gestalten, die als Zeichen fungieren. Nähme man die Erlanger beim Wort, würden wir die Phoneme t und k in 'Teller' und 'Keller', die ein Kind nachweislich in einem Frühstadium des Spracherwerbs noch nicht zu unterscheiden vermag (vgl. Holenstein, 1976: 191), erst unterscheiden, nachdem uns ihr Unterschied (meta-)sprachlich beigebracht werden wäre. Die Folge wäre unsinnig, ein unendlicher Regreß, bzw. die Unmöglichkeit, eine sprachliche Unterscheidung, so sie sinnlich wahrnehmbare Zeichen involviert, überhaupt einzuführen.

Etwas ganz anderes und einer Diskussion wert ist die Frage, ob wir sinnliche Phänomene unterscheiden würden und könnten, die für uns keine Funktion haben. Würden wir Laute wie t und k zu unterscheiden lernen, wenn die Unterscheidung keine Funktion, in diesem Fall eine bedeutungsunterscheidende Funktion hätte. Experimentelle Untersuchungen (vgl. Holenstein, 1975: 62, 65) zeigen, daß Lautunterschiede, die nur phonetisch und nicht phonematisch sind, also keine bedeutungsunterscheidende Funktion haben, (leicht) überhört werden.⁵ Zwei Probleme stellen sich hier. Zum einen: Kann etwas überhaupt rein funktional erfaßt werden? Zum andern: Enthält nicht jede Wahrnehmung einer sinnlichen Eigenschaft auch ein funktionales Moment?

Zum ersten Problem: Impliziert nicht die Erfassung einer

funktionalen Möglichkeit wenn nicht eine vorgängige, so eine gleichzeitige Wahrnehmung einer Gestalt? Kann denn ein Ball als etwas erkannt werden, das gerollt werden kann, also in Bezug auf eine motorische Anlage des Subjekts eine Funktion erfüllen kann, ohne daß bestimmte perzeptuale Eigenschaften mitwahr genommen werden, z.B. daß es ein mehr oder weniger runder Gegenstand ist? Ein Ball hebt sich aus dem mehr oder weniger diffusen Wahrnehmungsfeld dadurch ab, daß er ins Rollen gebracht werden kann. Bekanntlich wiederholt ein Kind, das solche motorischen Erfahrungen macht, die Handlung sofort und mehrmals, sofern ihm der entsprechende Gegenstand unter die Augen kommt. Das Wiedererkennen ist jedoch nur erklärbar, wenn mit der Ausübung der motorischen Handlung eine perzeptive Identifikation des Handlungsgegenstandes verbunden ist.⁶

Zum andern Problem: Es scheint, daß sich einer radikalen Analyse die (motorisch-)funktionale und die (perzeptiv-)strukturelle Erfassung als zwei Aspekte desselben Vorgangs erweisen.⁷ Die visuelle Wahrnehmung selber ist ein aktiver Vorgang. Eine Gestalt wird nicht unmittelbar 'fix-fertig' als Ganze erfaßt, sondern in sukzessiven Phasen konstituiert. Die visuelle Wahrnehmung eines Balles als runden Gegenstand ist demnach ihrerseits ein funktionales Phänomen. Das Sehen eines runden Balles aktiviert und befriedigt den Sehsinn nicht anders als das Rollen eine motorische Kapazität aktiviert und befriedigt. Das Sehen ist für das Auge wie das Bewegen für die Hand, was das Essen für den Gaumen und den Magen ist, eine Art Nahrung.⁸

2. In den Erlanger Publikationen wird so gesprochen - und dies scheint mir einen zweiten Irrtum zu dokumentieren -, als sei außer dem universe of discourse, der Welt, soweit sie sprachlich gegliedert ist, nur noch eine Wirklichkeit an sich denkbar. Auf was wir uns in der Sprache beziehen, ist jedoch nicht die Welt an sich, sondern die Welt als subjektiv oder intersubjektiv wahrgenommene, erinnerte, phantasierte, gedachte, kurz auf irgendeine Weise bewußte Welt. Die behauptete Unmittelbarkeit des Verhältnisses zwischen sprachlich gegliederter Welt und Welt, wie sie an sich gegliedert ist, führt zu einem Zirkel in der Wahr-

heitsdefinition, wenn man die Wahrheit eines Satzes mit der Wirklichkeit des von ihm ausgedrückten Sachverhalts zu erklären versucht: "Ein Sachverhalt ist ein wirklicher Sachverhalt genau dann, wenn eine Aussage, die ihn vergegenwärtigt, wahr ist. Eine Aussage ist wahr genau dann, wenn der Sachverhalt, den sie vergegenwärtigt, ein wirklicher Sachverhalt ist" (Kamlah, 1962: 120). Der Zirkel wird von den Erlängern dadurch vermieden, daß sie die Wahrheitsdefinition unabhängig vom Begriff der Wirklichkeit im Rekurs auf den Konsensus, den ein Satz intersubjektiv bei "jedem Sprach- und Sachkundigen bei geeigneter Nachprüfung" finden würde, einführen (Kamlah und Lorenzen, 1967: 116 ff.). Der Begriff der Wirklichkeit wird dann, der behaupteten Priorität der Sprache gemäß, über den Begriff der Wahrheit im zitierten Sinn abgeleitet: "Ein Sachverhalt ist ein wirklicher Sachverhalt, wenn eine Aussage, die ihn vergegenwärtigt, wahr ist."

'In Wirklichkeit' gewinnen wir den Begriff der Wirklichkeit unabhängig von der Wahrheit und ist das letzte Kriterium der Wahrheit weder der intersubjektive Konsens noch eine adäquatio rei et intellectus, die Übereinstimmung einer Aussage mit der Wirklichkeit, sondern, wenn man so will, eine adäquatio rei perceptae et rei intellectae, die Übereinstimmung von wahrgenommener und gedachter Wirklichkeit bzw. eine adäquatio perceptionis et propositionis, die Übereinstimmung einer Aussage mit der Wahrnehmung.⁹ Die Präzisierung ist noch weiter zu treiben. Die Wahrnehmung, der eine Aussage adäquat sein soll, ist eine durch konsistentes Verhalten ausgewiesene Wahrnehmung. Die Wahrnehmung als solche ist immer nur subjektiv. Daß ich rot und grün unterscheide, kann ich intersubjektiv am schlechtesten kundtun, indem ich die Wahrnehmung sprachlich formuliere, womit wir anscheinend in den Erlanger Zirkel geraten. Daß ich rot und grün unterscheide, kann ich intersubjektiv aber auch anders - und bekanntlich zuverlässiger - kundtun, indem ich in einem Test oder an einer Straßenkreuzung auf rot und grün je verschieden reagiere. Man wende nicht ein, daß eine solche Reaktion vieldeutig ist. Jede sprachliche Äußerung ist nicht weniger indeterminiert, Man wende ferner nicht ein, daß die Reaktion ja ihrerseits nur je subjektiv wahrgenommen

wird und nur in der sprachlichen Formulierung zu einer intersubjektiven Existenz gelangt. Daß zwei Menschen den gleichen Satz gleich verstehen, entscheiden wir letztlich aus ihrem übereinstimmenden Gebrauch in der gleichen Wahrnehmungssituation.

Die Bereitstellung von Zuverlässigkeitskriterien für sprachliche Äußerungen ist ein zentrales Anliegen der Erlanger Schule. Dazu ist grundsätzlich zu sagen, daß in experimentellen Testsituationen wie im Alltagsleben die Beobachtung des Verhaltens anderer als zuverlässiger gilt als deren sprachliche Äußerung. Im Zweifelsfall verläßt man sich klugerweise auf das Verhalten (die Beobachtung) und nicht auf die Sprache (die Behauptung anderer).¹⁰ Zuverlässigkeitsprobleme stellen sich schon vor der Sprache in der Wahrnehmung, wenn sich etwa Wahrnehmungen ein und desselben Gegenstandes durch die verschiedenen Sinne nicht decken. In der Regel gilt die taktile Wahrnehmung als zuverlässiger als die visuelle - etwa im Falle des im Wasser augenscheinlich gebrochenen Stabes. Was gilt als Zuverlässigkeitskriterium? Sicherlich nicht 'die Wirklichkeit an sich'. Entscheidend ist ein möglichst einfaches und konsistentes System der Erfahrung. Für 'wirklich' im Sinn von 'an sich seiend' wird ein Erfahrungsgegenstand dann gehalten, wenn sich seine Gegebenheitsweisen konsistent decken. Als wirklich gilt, auf was nicht nur ich, sondern jedermann, überall und jederzeit, zurückkommen kann und was sich in diesem Zurückkommen als identisch Bleibendes erweist (vgl. Hölenstein, 1972: 68 ff.).

Die transzendente Ästhetik, die Aufklärung der Bedingung der Möglichkeit einer vorsprachlichen Erfahrung, bleibt, so die Schlußfolgerung aus den bisherigen Überlegungen, ein unabdingbarer Teil der Transzendentalphilosophie. Sinnliche Erfahrungen gehen der Sprache nicht nur voraus, sie fundieren sie und sind, zumal in den elementaren Formen, mitbestimmend für deren Struktur. Als besonders aufschlußreiches Feld bietet sich die Wahrnehmung von Sprachlauten an, einmal wegen ihrer ausgeprägt diskreten Struktur, zum andern wegen ihren vielfältigen Gegebenheitsweisen (neurologisch, artikulatorisch, physikalisch-akustisch, perzép-

tiv: labiolexikalisch, auditiv, synästhetisch) und Transformationsmöglichkeiten (Schrift, Spektogramm)¹¹ und zum dritten schließlich wegen ihrer funktionalen Integration in die Sprache, deren Bedeutung für jenen Teil der Transzendentalphilosophie, der traditionellerweise als 'Transzendente Logik' bezeichnet wurde, in der Gestalt einer 'Reinen Grammatik' unübersehbar geworden ist.

Appendix

Das Sprachvermögen ist in doppelter Hinsicht hintergebar, in ursprünglicheren Vermögen fundiert. Als Unterscheidungsvermögen ist es in einem perzeptiv-motorischen Unterscheidungsvermögen und als symbolisches Zeichenvermögen in einem vorsprachlich indexikalischen Zeichenvermögen fundiert. Das Verständnis von Shifters (Indikatoren) wie 'dies' und 'jenes' setzt das Verständnis von vorsprachlichen Zeigegesten voraus, ausgeführt mit einem Körperorgan, gewöhnlich Arm und Finger, meistens kombiniert mit einer parallelen Blickrichtung. Eine noch primitivere Form des Zeigegestus als der 'Fingerzeig' ist das Ergreifen und Schütteln des intendierten Objekts. Der Akt des Ergreifens lenkt den Blick eines Partners auf den entsprechenden Gegenstand. Es ist jedoch denkbar, daß der bloße Zeigefinger unmittelbar verstanden werden kann, ohne vorangehenden, ihn genetisch fundierenden Greifakt - kraft der in länglichen, sich in einer Richtung verdünnenden Gegenständen innewohnenden Tendenz, über sich hinauszudeuten auf eine mögliche Fortsetzung.

Vorsprachliche Zeichenvermögen indexikalischer wie ikonischer Art setzen ein noch elementareres Assoziationsvermögen voraus. Es wurde eben gesagt, daß das Zeigen auf einem Wahrnehmungsgesetz aufruht, der gewissen Gestalten (Linien, Pfeilen, länglichen Objekten) inhärenten Tendenz, den Blick über sich hinaus zu lenken. Ebenso verweisen Ähnliches, Kontiguierendes und Kontrastierendes aufeinander. Ein weißes Kleid erinnert an einen Schneeberg, an die Person, die das Kleid getragen hat, oder an ein schwarzes Kleid. Nicht jeder assoziative Verweis ist inso facto auch schon eine Zeichenbeziehung. Wenn zwei rote und zwei grüne Kugelschreiber

im gleichen Abstand voneinander auf meinem Tisch liegen, formen sie zwei 'spürbare' assoziative Paare, ohne das der eine rote Kugelschreiber als Zeichen des andern fungiert. Etwas anderes ist es, wenn ein roter Kugelschreiber im Schaufenster eines Schreibwarengeschäfts ausliegt. Hier fungiert er, mindestens für Kenner, als Zeichen für weitere Kugelschreiber, die im Geschäft zu finden sind. Eben- sowenig fungiert schwarz unwillkürlich als Zeichen für weiß, obwohl es überaus häufig mit dieser Kontrastfarbe assoziiert wird.

Ein Zeichenvermögen ist vorsprachlich schließlich auch zur Deutung von unterschiedlichen Verhaltensweisen als Anhalt für unterschiedliche Wahrnehmungen vorausgesetzt.

2. Zur Hintergebarkeit der Prädikation

Die zweite, präzisierende NichthintergebarkeitsThese be- zieht sich auf die Prädikation. Die Behauptung, daß die Prädikation eine oder gar die fundamentale sprachliche und kognitive Struktur ist, der keine andere Struktur vor- ausliegt, weder genetisch noch systematisch,¹² ist charak- teristisch für die allermeisten Sprachtheoretiker, die das Verständnis der Sprache nicht von der Erfahrung her, von unten her, sondern von oben herab, von der Logik des Den- kens her, suchen. Sie ist ein 'Logizismus' - vergleichbar dem Intellektualismus in der Bedeutungslehre, von dem die Bedeutung eines Prädikatausdrucks mit einem Gegenstand gleichgesetzt wird, mit einem konkreten im Falle eines Ver- bums ('er trinkt' - 'Er ist ein Trinker'¹³), mit einem abstrakten im Falle eines Adjektivs ('Der Himmel ist blau' - 'Der Himmel hat Bläue' oder 'Bläue ist am/im Himmel'). Hier wie dort wird eine kognitiv wie sprachlich sekun- däre Form einer primären, fundierenden Form als Explikation unterschoben.

Die 'logizistische' Verabsolutierung der Prädikation fin- det sich von der Grammaire de Port-Royal bis zu den Trans- formationsgrammatikern (Chomsky, 1966: 33 ff.) und den sprachanalytischen Philosophen (z.B. Tugendhat, 1976: 100,

172). Unter den Philosophen ist der späte Husserl (1939: 124 ff., 242 ff., im Gegensatz etwa zu 1913: 325) eine ebenso originelle wie solitäre Ausnahme. In der Erfassung eines Gegenstandes kommt es zu einer Ausdifferenzierung dieses Gegenstandes in einzelne Bestimmungen, von Husserl Explikation geheißen, in der Linguistik als Modifikation bezeichnet. Der Gegenstand erscheint hier in einer "vorprädikativen Synthese" als Substrat von Bestimmungen. Den unmittelbaren sprachlichen Ausdruck findet diese Explikation von Gegebenheitsweisen, in denen ein Gegenstand erscheint, in einer head-modifier-Konstruktion: 'rotes Schloß'. In einem zweiten Schritt wird die Bestimmung, in die sich ein Gegenstand entfaltet hat und die in dieser Entfaltung mit ihrem Gegenstand in "passiver Deckung" verharret, aktiv erfaßt und dem Gegenstand als Prädikat zugeschrieben und affirmiert. Jetzt erscheint der Gegenstand nicht mehr als "Substrat von Bestimmungen", sondern als "Subjekt von Prädikaten". In der "prädikativen Synthesis" sind wir gegenständlich auf das Subjekt gerichtet. Erst in einer dritten Stufe wird entweder die Aussage als Ganze zu einem Sachverhalt ('daß das Schloß rot ist') oder das Prädikat allein zu einem abstrakten Gegenstand ('die Röte') (kognitiv) vergegenständlicht und (sprachlich) nominalisiert und so seinerseits zu einem Subjekt von möglichen Prädikaten.

Unter den Linguisten sind Kurylowicz (1936), Trubetzkoy (1939), Jakobson (1939, 1977) und Halliday (1977) als (explizite oder implizite) Verfechter der Hintergebarkeit der Prädikation anzuführen. Jakobson (1977) und Halliday (1977) stützen sich dabei auf die Analyse des kindlichen Spracherwerbs.¹⁴

Mit der positiven These von der Hintergebarkeit der Prädikation ist zweierlei anvisiert, 1. die Vorgängigkeit von nichtdeklarativen Satzformen wie Anruf ('Paul!') und Befehl ('Komm!') gegenüber deklarativen (konstativen) Satzformen ('Paul kommt.') und 2. die Vorgängigkeit der adjektivischen Determination (Modifikation) eines Nomens ('Rotes Blut') gegenüber der adjektivischen Prädikation ('Blut ist rot.').

Die erste Teilthese von der Vorgängigkeit nichtdeklarativer

Sprechakte ist wichtig für die Interpretation von frühkindlichen 'Einwortsätzen'. Logiker neigen dazu, holophrastische Äußerungen wie 'Mamma', 'wau-wau' als elliptische Prädikationen bzw. als Prädikatoren, die Gegenständen zu- und abgesprochen werden können, zu interpretieren, also etwa als 'Dies ist Mamma' oder 'Du bist Mamma' und 'Dort ist ein Hund'. Situation und Intonation¹⁵ legen dagegen eine nichtdeklarative Interpretation nahe, Sprechakte von der Art eines Grusses etwa im Sinne von 'Hallo, Mamma!', einer Wunschäußerung im Sinne von 'Ich möchte gern den (Spielzeug-)Hund' oder einer imperativen Aufforderung im Sinne von 'Komm, du Hund!'. Verben sind in der Regel als Imperative, Nomina als Vokative oder Imperative und die in der Kindersprache ebenfalls häufigen Umstandswörter ('mehr!', 'fort!') ebenfalls als Exklamationen oder Imperative zu deuten.¹⁶

Gegen logizistische Uminterpretationen von Vokativen und Imperativen von der Art 'Paul, komme!' in deklarative Sätze von der Art 'Du bist Paul. Du sollst kommen.' (vgl. Chellas, 1969) oder 'Ich befehle Dir zu kommen.' (vgl. Lewis, 1970: 54 ff.) oder gar 'Peter an Paul: Befehl. Paul kommt.' (vgl. Lorenzen, 1970: 68 f.) bzw gegen deren Ableitung als elliptische Oberflächenstrukturen aus einer Tiefenstruktur mit einer expliziten deklarativ-prädikativen Form ist eine Reihe von Bedenken geltend zu machen.

(1.) Kinder beherrschen Vokative und Imperative lange bevor sie fähig sind, Indikatoren wie 'ich' und 'du', performative Verben wie 'befehlen' oder Nominalisierungen von Handlungen wie 'Befehl' zu verwenden. Die Annahme von prädikativen und nominalisierenden Tiefenstrukturen der zitierten Art setzt höchst unplausibel voraus, daß das spracherwerbende Kind seine frühesten Sprechakte mit komplizierten Transformationen, die zudem rein mental bleiben, einleitet, auf die zu verzichten es erst in einem späteren Stadium des Spracherwerbs fähig ist. Shifters wie 'ich' und 'du' werden erst nach dem Erwerb von prädikativen Äußerungen vom Kind beherrscht und als Satzsubjekte verwendet. Desgleichen fungieren in den frühesten expliziten Prädikationen mit einem Nomen als Subjekt nicht andere Nomina als Prädikat, sondern Verben. In Sprachen mit den drei Wortkategorien Nomen, Adjektivum, Ver-

bum ist bei Prädikaten ebendiese Reihenfolge charakteristisch (Jakobson, 1977: 21), also etwa erst 'Wuschel bellt', dann 'Wuschel ist klein' und an letzter Stelle 'Wuschel ist ein Hund'.¹⁷

(2.) Mit der Uminterpretation von Vokativen und Imperativen in deklarative Sätze ist die strukturelle Vielfalt der Sprache auf eine zu simple Weise erklärt. Es gäbe danach eine universale Grundform von sprachlichen Äußerungen, die des deklarativen Satzes. Alle Abweichungen wären nichts anderes als elliptische und nur 'oberflächliche' Aktualisierungen dieser Grundform. Die funktionale Vielfalt ist damit jedoch nicht erklärt, sondern wegdisputiert. Eine Eigenart der menschlichen Sprache ist es, daß in ihr verschiedene intentionale Modi (Sprechakte) auch struktural auseinandergehalten werden können. Bei den meisten tierischen Lauten gibt es keinen Anhalt, Modalisierungen zu unterscheiden. Wir wissen nicht, ob wir den Pfiff eines Steinbockes indikativisch ('Gefahr naht.'), als Imperativ ('Verschwindet!'), den Sender miteinschließenden Hortativ ('Laßt uns verschwinden!') oder gar nur als Expression einer beängstigenden Wahrnehmung ('Oh!') interpretieren sollen.

Die Substruktion einer deklarativen Satzform unter Vokative und Imperative ist der Substruktion von physikalischen Schwingungen unter Farbwahrnehmungen vergleichbar. Man mißbraucht eine (mögliche) Korrelation von zwei spezifisch verschiedenen Phänomenen (die Wahrnehmung von 'primären' und 'sekundären' Sinnesqualitäten im einen Fall, intentionale Modi im andern Fall) zur Reduktion des einen auf das andere.

(3.) Man könnte versucht sein, die kindlichen 'Einwortsätze' als funktional noch nicht differenzierte, plurifunktionale Äußerungen zu interpretieren, vergleichbar einem Satz der Erwachsenensprache wie 'Es ist warm', der unter gewissen Umständen nicht nur und nicht einmal primär als indikativische Konstatation intendiert ist, sondern als imperativer Appell, die Fenster zu öffnen. Gegen eine solche Interpretation spricht die Tatsache, daß kindliche Sprachformen, soweit das festgestellt werden kann, weit über das holoprastische Stadium hinaus auffallend monofunktional gebraucht werden. Ein Kind ist lange Zeit unfähig, einem Mor-

phem gleichzeitig zwei verschiedene Funktionen zuzuordnen. Ein französisches Kind gebraucht zuerst den Artikel les ausschließlich zur Signalisierung einer Mehrheit. Zur Signalisierung einer Totalität, zu der dieser Artikel in der Erwachsenensprache gleichzeitig gebraucht werden kann, greift es durchwegs zu einem zusätzlichen Morphem toutes les voitures. Gelegentlich nimmt es selbst zu ungrammatischen Formen Zuflucht, um zwei Funktionen auseinanderzuhalten, etwa die nichtspezifische Referenz und die numerische Indikation, die der unbestimmte Artikel gleichzeitig auszudrücken vermag. So spricht es z.B. zur Indikation, daß es sich um eine einzige Kuh handelt, von une de vache (Karmiloff-Smith, 1976: 300 ff.; vgl. Halliday, 1977: 42, 71).

(4.) Zugunsten der Ableitung eines Imperativs 'Komm!' aus einem deklarativen Satz 'Du sollst kommen' oder 'Ich befehle dir zu kommen' könnte vorgebracht werden, daß der korrekte Gebrauch eines solchen Satzes doch ein Wissen über sich selbst als Subjekt der Äußerung und eines anderen als Adressaten der Äußerung und als Agens der auszuführenden Handlung impliziert. Es ist jedoch zu unterscheiden zwischen einem impliziten 'Knowing how', das für eine Handlung konstitutiv ist und in ihrem Vollzug unmittelbar zum Ausdruck kommt und einem expliziten 'Knowing that', zu dem die Reflexion auf eine Handlung befähigt und das in einem deklarativen Satz vergegenständlicht wird. Die Verbindung einer Handlung mit ihrer Konstatation ist eine Leistung, zu der ausschließlich die prädikative Struktur der Sprache befähigt.

Für die Erfassung eines komplexen Ganzen ist nicht die explizite Erfassung seiner konstitutiven Komponenten vorausgesetzt, in die es von einer intellektualistischen, logischen Analyse zerlegt werden kann. Die Wahrnehmung eines zwei Quadratzentimeter großen Tintenflecks erfolgt nicht über eine urteilsmäßige Zusammenfassung von gerade noch wahrnehmbaren diskreten Farbpunkten zu einer kontinuierlichen Ganzheit. Ebenso wenig brauche ich zur Erfassung eines Volumens ein explizites Wissen um die drei Dimensionen der Länge, der Breite und der Höhe, die für es konstitutiv sind und mit denen es definiert werden kann. Die explizite Erfassung der drei Dimensionen und ihrer Interdependenz bei der Bestimmung der Größe ist erst erforderlich bei der Kon-

servation des Volumens. Das Volumen wird nur dann gewahrt, wenn die Änderung einer Dimension eine entsprechende Änderung einer oder beider anderer Dimensionen zur Folge hat. Die Erfassung der Konservierung von Volumen erfolgt lange nach der Erfassung von voluminösen Gegenständen überhaupt. Mit ihr allein ist das explizite Wissen um die für ein Volumen konstitutiven Komponenten und deren Interdependenz ausgewiesen.

Analoges gilt für die bei einem Imperativ intellektualistisch-logisch implizierten personalen Komponenten eines Sprechaktes, für die in einem fortgeschrittenen Stadium der Sprachentwicklung die Pronomina 'ich' und 'du' gebraucht werden. Die explizite Erfassung ihrer Bedeutung ('ich' bezeichnet den Sender der Botschaft, in der 'ich' als Subjekt fungiert, 'du' den Adressaten der jeweiligen Botschaft) mitsamt der Reversibilität der von ihnen bezeichneten Relation ist nachweislich nicht von Anfang an gegeben und wird erst mit dem expliziten und korrekten Gebrauch in einem Dialog unter Beweis gestellt.

Nichts deutet darauf hin, daß die Einsicht in das, was ein Imperativ logisch voraussetzt (die Identität der Person, die befiehlt, mit der Person, die den Befehl äußert, eine Handlung von der (nicht motorischen) Art eines illokutiven Sprechaktes usw.), strukturierter ist, als die verbale Äußerung des Imperativs.¹⁸ Der Vollzug eines imperativen Sprechaktes impliziert nicht die Fähigkeit, diesen Akt gleichzeitig von seinem Subjekt auszusagen oder gar gegenständlich als 'Befehl' nominalisieren zu können. Wir verfügen über viele Leistungen, die wir nicht zu verbalisieren verstehen. Die Substruktion einer deklarativen Tiefenstruktur supponiert eine nicht eigentlich verbale (konkrete), sondern eine mentale (abstrakte) Formulierung der Präsupposition einer sprachlichen Äußerung.

(5.) Die eigentliche Funktion des prädikativen Satzes besteht in der Affirmation (bzw. Negation) einer Explikation (Determinierung, Modifikation, Qualifikation, Charakterisation) eines Gegenstandes. Dafür daß die frühesten 'Einsatzsätze' nicht als eine Irädikation in diesem Sinne, bloß mit einem Subjekt, das nicht verbal, sondern unmittel-

bar durch die Situation gegeben ist, aufzufassen sind, gibt es ein indirektes Indiz. Das Kind ist in den frühen Stadien des Spracherwerbs nur zur Beantwortung von solchen Fragen mit 'ja' und 'nein' fähig, dessen Beantwortung einen Sprechakt erheischen, den es bereits beherrscht, d.h. Sprechakte mit einer konativen Funktion wie Gefühlsäußerung und Handlungsaufforderung, nicht jedoch Informationsfragen, die sich rein kognitiv auf einen Sachverhalt beziehen. 'Ja' und 'nein' erscheinen vor dem Auftreten expliziter Prädikationen als Ellipsen für expressive und appellative und nicht für konstative Sprechakte ('Willst Du Brot?' - 'Ja' (= 'Bitte!'); 'Soll ich kommen?' - 'Ja' (= 'Komme!'); vgl. Halliday, 1977: 48 f., 70).

(6.) Mit der Gleichsetzung von 'Einwortsätzen' mit expliziten Prädikationen wird auch die zweite spezifische Leistung der Prädikation mißachtet, die Ermöglichung einer displaced speech, einer nichtsituationsgebundenen Information. Wer explizite prädikative Strukturen beherrscht, kann Äußerungen über nichtgegenwärtige, über vergangene, zukünftige und ebenso über unwirkliche, phantastische Sachverhalte machen. Sobald ein Kind zu explizit prädikativen Äußerungen (Nomen-Verbum-Kombinationen) fähig ist, neigt es dazu, von der Möglichkeit über Unwirkliches zu sprechen, Gebrauch zu machen und mit 'unwahren' Aussagen ('Hund miau-miau') zu spielen (Jakobson, 1977: 12). Wären die ersten holophrastischen Äußerungen des Kleinkindes prädikativ zu deuten, könnte man erwarten, daß sich unter ihnen Äußerungen finden, die sich nicht auf die Situation beziehen, in der sich das Kind gerade befindet. Das empirische Material (die als Referenzdetermination dienende Blickrichtung und/oder motorische Begleithandlung) legt nirgends eine solche Interpretation nahe.¹⁹

Nachdem der Erwerb der deklarativen Satzstruktur mit nominalem Verb und verbalem Prädikat die Sprache von der Bindung an die jeweilige Situation, in welcher der Sprechakt stattfindet, befreit hat, ist ein neues Mittel erforderlich, die Situationsbezogenheit des angesprochenen Ereignisses und der von ihm betroffenen Gegenstände (die Identität von Zeit, Raum und gegebenenfalls auch der Person des Sprechaktes und

des besprochenen Ereignisses) zum Ausdruck zu bringen. Dies ist die Leistung der Shifters. Die Shifters geben jedoch nicht einfach nur der sprachlichen Äußerung den mit der Einführung einer expliziten Subjekt-Prädikat-Struktur aufgegebenen Situationsbezug zurück. Sie tun dies, indem sie zwei weitere Bindungen der frühesten sprachlichen Ausdrücke auflösen. Sie befreien einmal von der Inhärenz der referenzdeterminierenden Eigenschaften, der Bezeichnung von Gegenständen und Ereignissen über Gegebenheitsweisen, die diesen als Qualitäten inhärieren. Shifters indizieren mittels relationaler Bestimmungen. Insofern es sich um reversible relationale Bestimmungen handelt, befreien sie zum andern auch von der Egozentrität der frühkindlichen Sichtweise. Die Situationsbezogenheit einer prädikativen Äußerung mittels Shifters ist als frei gewählte und explizite wohl zu unterscheiden von der Situationsgebundenheit der vorprädikativen Äußerungen, die sich aus der Inexplizitheit und dürftigen Strukturiertheit dieser Äußerungen notgedrungen ergibt.²⁰

Bevor die Reversibilität von Shifters (ich-du, hier-dort, rechts-links) nicht durch den korrekten Gebrauch in einem Dialog zum Ausdruck gebracht wird, verfügt man nicht über ein stichfestes Kriterium dafür, daß sie zur Bezeichnung von relationalen und nicht von qualitativen Bestimmungen gebraucht werden. Die Shifters sind insofern relationalen Nomina wie 'Bruder', 'Nachbar' usw. vergleichbar, bei denen oft nachgewiesen werden kann, daß sie in einem Frühstadium des Spracherwerbs nicht relational und erst recht nicht reversibel, sondern qualifizierend gebraucht werden. 'Bruder' bedeutet dann soviel wie 'kleiner Knabe' (vgl. Elkind, 1962). Eine mit einer relationalen Bestimmung zufällig ko-extensionale qualitative Bestimmung wird als Bedeutungskomponente eines sprachlichen Ausdrucks mißverstanden.

Der korrekte Gebrauch des Pronomens 'ich' dokumentiert nicht so sehr den Durchbruch des Selbstbewußtseins, wie man in der idealistischen Philosophie annahm, sondern vielmehr die Entdeckung der Intersubjektivität der Welterfahrung und der Sprachaktivität (vgl. Jakobson, 1977: 22). Erst mit der Erfassung der Reversibilität der Shifters ist das Kind zu einem eigentlichen Dialog fähig, insofern man unter

einem Dialog den Austausch von sozialen Rollen versteht, die spezifisch sprachlich sind. Die Reaktion auf eine Exklamation oder auf eine Bitte ist keine verbale Antwort, sondern eine motorische Kontaktaufnahme, eine Interaktion mit dem begrüßten Gegenstand bzw. die aktive Erfüllung der Bitte. Im eigentlichen Dialog sind die Partner nicht mehr nur Interaktionäre, auch nicht nur Sender und Empfänger von pragmatischen Sprechakten, sondern ganz spezifisch Träger von Informationen und von Affirmationen. Nach Hallidays in diesem Abschnitt mehrfach zitierten Beobachtungen (1977: 48 f., 70) gehen der informatorische und der dialogische Gebrauch der Sprache Hand in Hand. Vor dem prädikativen Gebrauch der Sprache ist das von Halliday beobachtete Kind weder fähig einen Dialog zu eröffnen noch rein informatorische Fragen mit 'ja' und 'nein' zu beantworten.

Die zweite Teilthese von der Hintergebarkeit der Prädikation bezieht sich auf die Fundierung des prädikativen Gebrauchs von Adjektiven im epithetischen Gebrauch dieser Wortart. Hier lassen sich eindeutige strukturelle Indizien für die Präzedenz nichtprädikativer Sprechakte gegenüber prädikativen anführen, die niemand übergehen darf, der den Anspruch erhebt, eine 'Logik' der natürlichen Sprachen bzw. der menschlichen Bewußtseinsgestalten zu liefern.

In Sprachen, in denen der epithetische und der prädikative Gebrauch von Adjektiven morphologisch unterschieden ist, zeigen die epithetisch verwendeten Adjektive eine morphologisch komplexere Form.²¹ So werden im Deutschen bei der epithetischen Verwendung des Adjektivs Numerus und Genus signalisiert, nicht aber bei der prädikativen Verwendung. Die epithetische Verwendung ist (in bezug auf Numerus und Genus) merkmalshaltig, die prädikative merkmalslos. Man sagt: 'Ein guter Wein' bzw. 'eine gute Milch' bzw. 'ein gutes Bier wird ausgeschenkt', hingegen durchgehend: 'Wein bzw. Milch bzw. Bier ist gut'. Die Unterscheidung von merkmalshaltiger und merkmalsloser Form ist eines der stichfestesten Kriterien zur Entscheidung von genetischen wie strukturellen Prioritätsverhältnissen (vgl. Holenstein, 1976: 67 ff.). So wird im genetisch früheren und struktural einfacheren

Singular des Artikels und des Adjektivs sowie in der dritten Person Singular des Personalpronomens zwischen Geschlechtern unterschieden (der, die, das; guter, gute, gutes; er, sie, es), nicht aber im jeweiligen Plural (die; gute; sie).²²

Die epithetische Determination eines Nomens ist eine Form der Deskription, auf welche die prädikative Deskription hintergangen werden kann. Die epithetische Deskription kann zwei Funktionen ausüben. Sie kann den Gegenstand der Rede qualifizieren. Sie kann aber auch die Referenz der Rede determinieren. Der Referent der Rede wird vom Kind ebenso früh mit qualifizierenden Ausdrücken ('heiße Milch') wie mit deiktischen Mitteln ('diese Milch') determiniert (Karmiloff-Smith, 1976: 303, vgl. 309, 311). In der prädikativen Deskription wird die referenzdeterminierende (hinweisende) Funktion zugunsten der Möglichkeit einer situationsunabhängigen Mitteilung aufgegeben.

Als weitere Funktion kommt bei der prädikativen Deskription die Affirmation eines Attributs hinzu. Die erst wahrnehmungsmäßige, dann verbale Abhebung der Eigenschaft 'heiß' am Substrat 'Milch' enthält nichts von einem Akt der Affirmation. Die Prädikation setzt als 'Attribution' und Affirmation die Dissoziation einer bestimmten Eigenschaft an einem Wahrnehmungsgegenstand voraus. Der unmittelbare sprachliche Ausdruck für eine in einer bestimmten Weise qualifizierende Wahrnehmung ist nicht eine Prädikation, sondern eine Modifikation. Wer unerwartet ein weißes Pferd sieht, formuliert seine Wahrnehmung nicht prädikativ: 'Hier ist ein Pferd. Das Pferd ist weiß', sondern mit einer Modifikation des entsprechenden Nomens: 'Ein weißes Pferd!'.

Die Interpretation von (kindlichen) Zweiwortgruppen als nichtprädikative Modifikation scheint konterintuitiv zu sein und selbst erfahrenen Linguisten und Psycholinguisten Mühe zu machen.²³ Die Fehlleitung durch die eigene Intuition ist jedoch ein bekanntes Phänomen bei Kommunikationspartnern mit einem unterschiedlich entwickelten Kode. Es ist nicht nur so, daß ein Empfänger mit einem unterentwickelten Kode eine Botschaft nur so weit aufnimmt, als er sie

mit den Regeln seines Kodes zu fassen vermag, sie also auf seinen Stand reduziert; es besteht auch die umgekehrte Tendenz bei einem Empfänger mit einem höherentwickelten Kode, eine Botschaft, die einen Sachverhalt auf einer niedrigen Stufe darlegt, in die höchste ihm zugängliche Form der Darlegung umzuwandeln. Beispiele für diese spontane 'Verbesserung' finden sich auf allen Ebenen der Sprache, von der phonologischen über die grammatische bis zur semantischen (vgl. Hohenstein, 1976: 192 ff.), aber auch im außersprachlichen Bereich, wo immer Problemlösungen anstehen (vgl. Rest et al., 1969). Eine Mutter tendiert dazu eine kindliche Zweiwortäußerung wie 'Banane - gut' gleich in zweierlei Hinsicht auf das Niveau der Erwachsenensprache zu heben. Zum einen 'verbessert' sie die Modifikation in eine Prädikation, zum andern 'verbessert' sie die situationale Definitheit der Referenz in eine verbale: 'Ja, die Banane ist gut.' Die Mühe, eine niedrigere Stufe der Verständigung auf ihrem Niveau zu belassen, rührt wohl daher, daß die höherentwickelte Stufe sich von der niederen nicht nur durch die Addition zusätzlicher Elemente unterscheidet, sondern in einer Restrukturation der vorangehenden Stufen besteht. Die Andersartigkeit der Struktur der Rezeption eines Sachverhalts und der Lösung eines Problems widersteht einer glatten Adaption an einfachere Formen der Adaption und Problemlösung.

Es ist zuzugeben, daß nach dem Erreichen eines höherstufigen kognitiven Stadiums eine Restrukturation aller vorangehenden Leistungen statthaben kann und häufig auch statthat. Die prädikative Struktur ist nicht nur in der Sprachtheorie der meisten Logiker, sondern auch im Sprachbewußtsein der meisten Sprecher die fundamentale Struktur. Eine Modifikation wie 'weiße Milch' erscheint dann gegenüber der Prädikation 'Milch ist weiß' als eine sekundäre, abgeleitete Struktur, in bestimmten Zusammenhängen auch nur als defiziente, elliptische Form der Prädikation und nicht als eine Struktur, die in genetischer wie wahrheitstheoretischer Hinsicht von der Prädikation vorausgesetzt wird. Es ist durchaus möglich, daß eine Theorie, die kognitiv höherstufige Strukturen als Basisstrukturen ansetzt, in bezug auf

die Kriterien der Einfachheit und der technischen Verwertbarkeit einer der kognitiven Genesis adäquaten Theorie überlegen ist. Man muß hier jedoch unterscheiden zwischen einem einzelwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse, das auf eine möglichst ökonomische Ausführung von technischen Operationen ausgerichtet ist, und dem transzendentalphilosophischen Interesse der Aufdeckung der Bedingung der Möglichkeit der Grundoperationen, von denen Einzelwissenschaften ausgehen, und der Ausmerzung von hysteron - proteron - Fehlern in der Grundlegung von Einzelwissenschaften.

Da das kognitive hysteron - proteron einer Ableitung der Modifikation von der Irädikation zugegebenermaßen logisch ge- und verschulten Köpfen nicht leicht zugänglich ist (und vermutlich auch nach einer Lektüre von Husserls diesbezüglichen "Untersuchungen zur Genealogie der Logik" (1939) unzugänglich bleibt), sei ein solches kognitives hysteron - proteron an einem andern, simpleren Beispiel vordemonstriert, an der Konstitution der natürlichen Zahlenreihe. Man kann sich durchaus ein System der natürlichen Zahlenreihe denken, bei dem nicht die Zahlen 1 bis 9 als Basiszahlen fungieren, sondern etwa die Zahlen 91 bis 100 und daß alle andern Zahlen vor 91 (und, wenn man will, auch nach 100) von diesen Zahlen 91 bis 100 abgeleitet sind, für die wir als Symbole die ersten zehn Buchstaben unseres Alphabets einführen können: 91 = a, 92 = b usf. Die Zahl, die wir in unserem gängigen System als 1 bezeichnen, würde in diesem System am einfachsten j-i bezeichnet, 2 als j-h, 10 etwas komplizierter als j-a+j-i usf.

Eine solche Konstitution des Zahlensystem ist logisch durchaus möglich (wenn auch, wegen seiner Inelcganz, im umgangssprachlichen wie wissenschaftlichen Gebrauch unwahrscheinlich). Sie beinhaltet jedoch in kognitiver Hinsicht ein eklatantes hysteron - proteron. Die Zahlen 91 bis 100 sind einem endlichen Geist wie dem menschlichen nicht anders zugänglich als über die intuitive Unterscheidung der niedrigen Zahlen 1 bis 5 oder 6, bei gut geschulter Intuition, vielleicht bis 10 und 12 und über ebenfalls intuitiv zugängliche Regeln der Kombination eben dieser Zahlen. Diese können nur logisch, nicht kognitiv aus jenen abgeleitet werden. ²⁴

3. Zur Unterscheidung zwischen konstruktivistischer und phänomenologischer sowie zwischen pragmatischer und kognitiver Sprachtheorie

Gegen die vorangehenden Ausführungen, die von empirischen Befunden ausgehend, die These von der Hintergebarkeit der Sprache zu rehabilitieren suchen, ist der Einwand zu erwarten, daß es zumindest den Erlangern nicht um eine empirisch-deskriptive Theorie der onto- und phylogenetischen Sprachentwicklung geht, sondern um eine normative Rekonstruktion der Gebrauchssprache, um so über ein zuverlässiges intersubjektives Unterscheidungssystem zur Orientierung in einer konfliktreichen Welt und Gesellschaft zu verfügen.

Mit einem solchen Einwand wird unterstellt, was in philosophischen Kreisen zur Selbstlegitimation einer von der Linguistik unabhängigen Sprachphilosophie gern geschieht, daß es der Linguistik um bloße Deskriptionen von einzelsprachlichen Phänomenen, nicht aber um die Begründung solcher Phänomene, und schon gar nicht in Prinzipien, deren Status möglicherweise apriorisch und entsprechend für die Sprache als solche gültig ist, gehen kann. Gegen einen solchen Einwand ist nicht mehr zu sagen, als daß er auf einer Unkenntnis des faktischen Wissenschaftsbetriebes beruht.²⁵ Chomsky hat in seinen frühesten Arbeiten das wissenschaftliche Ziel der Explanaton und der Evaluation von miteinander konkurrierenden Erklärungen im sprachwissenschaftlichen Bereich explizit thematisiert. Aber auch schon vor ihm ging es, nicht zuletzt im Zusammenhang der Sprachentwicklung, um die Freilegung von Gesetzen, die den Aufbau einer Sprache (möglicherweise universal) determinieren und die damit für diesen, in entsprechend gewendeter Blickrichtung, normativ sind (vgl. Holenstein, 1975: 119 ff.).

Der normative Gesichtspunkt ist allerdings für die Phänomenologie und für die strukturelle Linguistik gleicherweise sekundär.²⁶ Die allgemeinverbindlichen Normen für ein richtiges Denken und Sprechen ergeben sich aus den Bedingungsverhältnissen, die für Denken und Sprechen apriorisch gelten. Diese finden ihren primären Niederschlag in rein theo-

retischen Sätzen, die dann die Basis bilden für entsprechende normative Wendungen. Der rein theoretische Satz 'A impliziert B' bildet die Basis für den normativen Satz 'Wer A sagt (behauptet), soll auch B sagen!'

Diskutabel ist natürlich, ob der Stellenwert normativer Gesetze in einem Phänomenbereich wie dem der Sprache, dessen Realisation von vorneherein zielorientiert ist, nicht ein anderer ist als in Gegenstandsbereichen, die, nach klassischer Auffassung, zweckfrei konstituiert werden. Wer spricht, verfolgt ein oder mehrere Ziele, wovon die intersubjektive Kommunikation wohl das dominierende ist. Wer das Ziel erreichen will, muß sein Handeln nach Gesetzen ausrichten, die im Hinblick auf das Ziel von vorneherein im normativen Gewand erscheinen. Was quoad nos primär ist, braucht es jedoch nicht auch quoad se zu sein. Und wer richtig und verständlich sprechen will, muß sich an Gesetze halten, die sich aus der Struktur des Lautmaterials einerseits und der Struktur einer reinen 'Bedeutungslehre' (den Gesetzen der Kombination und Modifikation von Bedeutungen) andererseits ergeben und die unabhängig von einer zielorientierten Verwendung gelten.

Einzelwissenschaftliche Bemühungen um eine genetische Erklärung des menschlichen Wissens wird von philosophischer Warte aus vorgehalten, daß sie sich auf Grundbegriffe und Grundsätze abstützt, die durch nichts anderes als durch den Erfolg im Aufbau von möglichst allgemeinen, einfachen und widerspruchsfreien Theorien gerechtfertigt werden. Die Philosophie hat es gerade auf die Bedingungen der Möglichkeit der kognitiven Konstitution von solchen als Grundbegriffe und Grundsätze in einer Theorie geeigneten Begriffe und Sätze abgesehen. Sie kann sich daher auch nicht mit der (konstruktivistischen) Feststellung begnügen, daß sprachliche Handlungen wie Prädikation und Dialog bei einem solchen Geschäft, soll es auf Objektivität (und das heißt primär intersubjektive Geltung) Anspruch erheben dürfen, ja ihrerseits gebraucht werden. Prädikation und Dialog können intersubjektiv nicht zirkelfrei, ohne daß sie gleichzeitig praktiziert werden, thematisiert werden. In dieser Einsicht

gründet die Ergänzungsbedürftigkeit der traditionellen Transzendentalphilosophie, zerfallend in transzendente Ästhetik und Logik, durch eine Sprachanalyse, eine transzendente Linguistik. Objektive Begründungen sind als intersubjektive, was eine triviale Feststellung ist, in der Tat nicht anders als in einem prädikativen Dialog möglich.

Die Transzendentalphilosophie hat es jedoch nicht nur auf die konstruktive Begründung von Prädikaten und Dialog in der Form eines intersubjektiven Diskurses abgesehen, in dem letztlich auf formale Tu-quoque- bzw. Selbstwiderspruch-Argumente abgestellt wird. Ihr geht es vielmehr um die Rekonstruktion²⁷ der kognitiven Leistungen, die von so hochstufigen Phänomenen wie Prädikation und Dialog und dem Sprachvermögen im allgemeinen vorausgesetzt werden. Begründet ist in transzendentalphänomenologischer Sicht ein Sprachereignis dann, wenn seine Fundierung in notwendigerweise vorangehenden, elementareren kognitiven Leistungen nachgewiesen ist, letztlich in solchen kognitiven Phänomenen, aus deren Struktur intuitiv ersichtlich ist, daß sie auf keine weitere Fundierung in vorangehenden Phänomenen angewiesen sind.

Daß man sich bei einer so verstandenen Rekonstruktion der logischen, apriorischen oder wesensmäßigen Struktur von Sprache und Denken am besten an die faktische Genesis von Sprache und Denken hält, hat mehr als einen Grund. Zum einen ist die menschliche Phantasie im Auffinden von allen möglichen Sprach- und Denkphänomenen beschränkt. Man hält sich darum, selbst nach Husserl (was nicht nur die wenigsten seiner Opponenten, sondern auch nur wenige seiner Anhänger zur Kenntnis genommen haben) mit Gewinn an die Erfahrung: "Die Fakta leiten alle Eidetik. Was ich exemplarisch nicht unterscheiden kann, (davon) kann ich auch keine eidetische Unterscheidung und Wesensbildung gewinnen. Das ist selbst wesensmäßig einsehbar" heißt es in einem Husserl-Manuskript von 1921 (siehe Hölenstein, 1972: 24). Zum andern stellen die genetischen Vorstufen von Sprache und Denken, wie sie auf der schwindeligen Höhe von philosophischen und wissenschaftstheoretischen Diskursen prak-

tiziert werden, ihrerseits Bewußtseinsgestalten dar, die eine Transzendentalphilosophie, die sich nicht nur als eine Theorie des wissenschaftlichen Bewußtseins, sondern von Bewußtsein überhaupt versteht, abzudecken hat. 3. Schließlich ist die faktische Genesis von Sprache und Denken "eine Genesis nach Wesensgesetzen". Es gibt apriorische Gesetze, die den Verlauf der faktischen Genesis determinieren, die von vorneherein die Zahl der möglichen Verlaufstypen einschränken.²⁸

Der Fortschritt der neueren Transzendentalphilosophie gegenüber der klassischen, kantianischen Transzendentalphilosophie besteht nicht nur in ihrer sprachlichen Wende, der sprachlichen Konzeption von anscheinend rein logischen Kategorien (bzw. eines Teils von ihnen), sondern auch in einer genetischen Wende, im Nachweis, daß nicht alle Bewußtseinskategorien 'gleichursprünglich' sind, daß nicht alle den gleichen genetischen Status haben. Damit unterscheidet sich die sich abzeichnende Konvergenz der 'genetischen Phänomenologie' Husserlscher Provenienz, der 'genetischen Epistemologie' Piagets und des Prager Strukturalismus mit seiner Überbrückung der Saussureschen Dichotomie von Synchronie und Diachronie von älteren Absetzungen von Kant. Allen drei Bewegungen ist eine zugleich genetische und antirelativistische Einstellung gemeinsam, insofern die Genesis an allgemeine strukturelle Gesetzmäßigkeiten gebunden gesehen wird.

Es sind Bewußtseinsgestalten denkbar und faktisch, bei Tieren, bei Kindern und bei Kranken, auch vorfindbar, denen nicht alle Kategorien zukommen, die für ein 'wissenschaftliches Bewußtsein' konstitutiv sind. Dabei ist nicht jede beliebige Auswahl von solchen Kategorien möglich. Es gibt vielmehr eine hierarchische Ordnung, die eingehalten werden muß. Wenn Kategorie A vorkommt, muß auch Kategorie B gegeben sein, aber nicht notwendigerweise umgekehrt.

So ist eine Bewußtseinsform denkbar, und in einem bestimmten Stadium der Entwicklung der Intelligenz auch realisiert, die zwar über die in Kants Tafel aufgezählten Kategorien der Einheit und der Vielheit verfügt, jedoch nicht über

die (für die Konstitution von wissenschaftlichen Aussagen so fundamentale) Kategorie der Allheit. Ein Bewußtsein, das durch die Kategorien der Einheit und der Allheit unter Ausschluß der Kategorie der Vielheit ausgezeichnet wäre, ist hingegen unmöglich. Der Begriff der Allheit setzt den der Einheit und Vielheit voraus, und in der Tat gehen ihm diese beiden Begriffe auch in der faktischen Entwicklung der Intelligenz und die entsprechenden sprachlichen Ausdrucksmittel in der Entwicklung der Sprache voraus (vgl. Karmiloff-Smith, 1976: 310 ff.).

Wenn von der Prädikation behauptet wird (Mittelstraß 1974: 74 f.), sie sei deshalb unhintergebar, weil es keine Theorie und keine apriorische Begründung einer Theorie gebe, die sie zu begründen vermöchten, ohne selbst von ihr Gebrauch zu machen²⁹, dann wäre dasselbe m.m. auch von der Kategorie der Allheit zu behaupten. Es gibt weder einen theoretischen Satz noch eine apriorische Begründung von Theorien, in der sie nicht impliziert ist. Dennoch wird kaum jemand behaupten, auch die Erlanger nicht, die den All-Quantor relativ spät in ihre Orthosprache einführen, daß ein Sprachsystem ohne diese Kategorie unverständlich oder auch nur unzuverlässig ist. Gleiches ist nun aber auch einem Sprachsystem bzw. einem kognitiven System, das noch nicht über Prädikationen verfügt, zuzugestehen. Ein Kind, das sich auf dem Niveau von 'Einwortsätzen' und Modifikationen bewegt, weiß im allgemeinen, was es sagt. Die Transzendentalphilosophie hat die Aufgabe zu zeigen, welche Kategorienauswahl aus dem Arsenal der Bewußtseinskategorien eines erwachsenen Menschen für das Verständnis einer solchen Kindersprache erforderlich ist und in welcher Reihenfolge diese Kategorien erworben werden können bzw. welche Restriktionen in der sukzessiven Zusammenstellung einer Kategorientafel gelten.

Daß die Erlanger sich bei ihren Bemühungen um eine "geordnet aufgebaute Sprache" kaum an der faktischen Genesis der Umgangssprache orientieren, hat seinen Grund offensichtlich in der ebenso weit verbreiteten wie unbegründeten Annahme, daß die Umgangssprachen "wildwüchsig" (Lorenzen, 1977; so auch Apel, 1963: 24) sind. Hinter dieser Annahme steckt,

reflektiert oder nicht, das alte nominalistische Credo³⁰, daß alle Phänomene gleichwertig und in gleicher Weise kompatibel sind und daher in beliebiger Reihenfolge zu immer komplexeren Phänomenen verbunden werden können, ein Credo, dem Erfahrung und apriorische Einsicht widersprechen. Die dringlichste Aufgabe der gegenwärtigen Sprachphilosophie besteht nicht darin, angesichts einer wildgewachsenen und darum unzuverlässlichen Umgangssprache "eine geordnet aufgebaute Sprache als Mittel rationaler Welterschließung" allererst zu konstruieren, sondern den geordneten Aufbau der natürlichen Sprachen, soweit er von den augenfälligen Divergenzen zwischen den Einzelsprachen verdeckt wird, freizulegen. Bevor man eine normative Orthosprache konstruiert, ist erst einmal der Nomo- bzw. Orthogenesis der natürlichen Sprache nachzugehen. Jakobson (1929: 110) hatte den Begriff 'Nomogenesis' für die Sprachentwicklung von russischen Evolutionstheoretikern (Berg, 1922: 22, 151 usw.) übernommen, während er den von den gleichen Biologen im gleichen Sinn verwendeten Begriff der Orthogenesis vermutlich wegen seiner Konnotationen einer starren und unilinearen Entwicklung gemieden hat.

Die Annahme, daß die natürlichen Sprachen 'wildgewachsen' (im Sinn von ohne Gesetz und Norm) sind, ist in doppelter Hinsicht widersinnig, in ontologischer und in funktionaler Hinsicht. In ontologischer Hinsicht impliziert sie, daß für die Sprache (oder allgemeiner für jede Kultur, d.h. für alles, was der Mensch mit der Natur macht) nicht die allerallgemeinsten ontologischen Gesetze gelten, nach denen Entitäten aufgrund ihrer Beschaffenheit mit andern Entitäten entweder kompatibel oder inkompatibel sind, und wenn kompatibel, dann so, daß sie in Verhältnissen der Präsupposition, der Konsequenz, der Affinität, der Präferenz u. dgl. zueinander stehen. Nichts spricht dafür, daß solche Gesetze nur für das gelten, was der Mensch seiner Natur nach ist und nicht für das, was er aus seiner Natur macht, nur für physische und nicht auch für mentale Entitäten. Der Eindruck des Wildwuchses, den die natürlichen Sprachen erwecken mögen, ist ebensowenig ein Anlaß, an eine totale Willkür in ihrem Aufbau zu glauben, wie der Anblick

eines Urwaldes ein Anlaß zum Glauben ist, Urwälder ließen sich nicht unter allgemeingültige Gesetze subsumieren. Der Ehrgeiz der Wissenschaft besteht darin, jenen Standpunkt zu entdecken von dem aus ein Phänomenbereich nicht mehr als ein ungeordnetes Chaos, sondern als geordneter Kosmos erscheint.

Die These vom Wildwuchs der natürlichen Sprachen ist auch in funktionaler Perspektive höchst unplausibel. Die Sprache ist ein intersubjektives Verständigungsmittel und ein Mittel zur Bewältigung von komplexen kognitiven Phänomenen. Die Intersubjektivität ist nur garantiert, wenn Sprecher und Hörer für die gleichen Phänomene die gleichen Zeichen gebrauchen, wenn eine minimale Uniformität gewahrt wird. Komplexe Probleme, wie die zitierte Konstitution der natürlichen Zahlenreihe, sind kognitiv nur zu bewältigen, wenn in ihrer Bezeichnung ebenfalls eine gewisse Einheitlichkeit und darüber hinaus eine gewisse Ordnung eingehalten wird (so schon Leibniz, 1765. S. 2.16.5.). Bevor man, insbesondere als überzeugter Pragmatiker, Ideen der Universalität und der hierarchischen Ordnung als metaphysische Träumereien abtut, wäre es klug, ihre möglichen funktionalen Implikationen zu erwägen.

Die Orientierung an der Nomogenesis der Umgangssprache ist auch dann, wenn man der Überzeugung ist, daß zur Bewältigung von philosophischen wie wissenschaftlichen Problemen eine nach expliziten Regeln aufgebaute Sondersprache erforderlich ist, wohl begründet, 1. weil man ohnehin in den Anfangsstadien des Aufbaus der Orthosprachen, wenn nicht wegen grundsätzlichen Schwierigkeiten, so zumindest aus Bequemlichkeitsgründen auf umgangssprachliche Wendungen zurückgreift, 2. weil bei einem Vergleich der von den Konstruktivisten vorgelegten Gesetze des Sprachbaus mit den von der Linguistik und den ihr zugeordneten Disziplinen Psycho-, sozio- und Ethnolinguistik beigebrachten Gesetzen die an den natürlichen Sprachen orientierten Wissenschaften ein bei weitem umfangreicheres und differenzierteres Bild der beim Aufbau einer Sprache sukzessive zum Zuge kommenden Kategorien und Gesetze bieten³¹, 3. weil beim zunehmenden

den Ausbau der Erlanger Orthosprache selber eine partielle Annäherung an die Genesis der natürlichen Sprachen festzustellen ist, und zwar gerade was ihren Anfang betrifft.³² Während im ersten Textbuch der konstruktiven Logik (Kamalah und Lorenzen, 1967) noch mit einem expliziten prädikativen Satz 'Dies ist ein Fagott' angesetzt wird, beginnt das zweite Textbuch (Lorenzen und Schwemmer, 1975: 29), der Kindersprache nicht unähnlich, mit einer Aufforderung zu einer Handlung: 'Wirf'. Eine systematische Orientierung an Sprachentwicklungsstudien könnte wohl manche Revision, wenn nicht mehr ersparen, so doch beschleunigen., 4. Nachdem man ein halbes Jahrhundert lang mit der Konstruktion von formalisierten Sprachen "systematisch irreführende Ausdrücke" der natürlichen Sprachen zu überkommen versucht hat, ist zweierlei an der Zeit: (a) die Untersuchung, wie weit die Verhexung durch solche umgangssprachlichen Kategorien nicht auf einer Unkenntnis der Ziele und der Funktionsweise der natürlichen Sprachen beruht, speziell was die Funktion der kontextsensitiven Mehrdeutigkeit von sprachlichen Kategorien und die Plurifunktionalität der Sprachen ganz allgemein betrifft; (b) die Reflexion auf die 'systematische Irreführung' des Sprachstudiums durch die Orientierung an zu dürftigen logischen Kalküls. Eine solche Irreführung ist in der oben zitierten Substitution des prädikativen Verbums durch ein Adjektiv oder gar ein Nomen (Aristoteles scribit, - est scribens, - est scriptor) über zweitausend Jahre alt und eingefahren. Ein neueres Beispiel ist die undifferenzierte Verwendung der Prädikat-Argument-Struktur für prädikative und determinative Strukturen, d.h. gleicherweise für Subjekt-Prädikat, Prädikat-Objekt- und Nomen-Epithet-Relationen, wodurch kategorial verschiedene und in vielen Sprachen auch struktural eindeutig unterschiedene Strukturen (Trubetzkoy, 1939) nivelliert werden.

In der Phonologie hat die Konstruktion von zu abstrakten phonematischen Eigenschaften in zu einseitiger Ausrichtung an gewissen wissenschaftstheoretischen Idealen zur Rehabilitierung einer "natürlichen Phonologie" geführt, deren primäres Kriterium die psychologische (und neurologische) Realität des phonologischen Systems ist. Ähnlich ist für die ändern Ebenen der Sprache eine 'natürliche Grammatik'

und eine 'natürliche Semantik' zu fordern. Oberstes Kriterium einer solchen 'natürlichen Semantik und Semantik' ist die Übereinstimmung ihrer Strukturen mit der Struktur des ontogenetischen Spracherwerbs, der phylogenetischen Sprachentwicklung, den aktualgenetischen Prozessen der Sprachproduktion, -rezeption und -memorisation³³ und schließlich mit der Struktur von Sprachstörungen pathologischer und von Sprachfehlern alltäglicher Art. Die These, der Freud seine epochemachenden Entdeckungen verdankt, daß nämlich auch Fehlverhalten nicht zufallsbedingt, sondern gesetzmäßig ist, gilt gleichfalls für den Sprachbereich: Gesetzesabweichungen erfolgen ihrerseits gesetzmäßig (Fronkin, 1971). Sie können sowohl regressiven Charakter haben und frühere Entwicklungsstadien repräsentieren wie auch progressiven Charakter und einen sich anbahnenden Sprachwandel antizipieren.

Eine (konstruktivistische) logische Sprachtheorie orientiert sich bei der Erklärung primär an den Kriterien der Einfachheit und der Einheitlichkeit der Theorie. Eine (rekonstruktivistische) phänomenologische Sprachtheorie hat es dagegen primär auf die Übereinstimmung der metasprachlichen Erklärungsprinzipien der observablen sprachlichen Fakten mit den psychologischen und neurologischen³⁴, kurz mit den (im weitesten Sinn des Wortes) mentalen Organisationsprinzipien derselben Fakten abgesehen. Eine Sprachtheorie (Metasprache), die sich auf die observablen sprachlichen Äußerungen (die Messages) beschränkt, ist eine positivistisch halbierte Sprachtheorie. Der Kode (das 'Regelbewußtsein') der Sprachbenutzer ist ein spezifisches Phänomen, das eine die volle sprachliche Wirklichkeit abdeckende Sprachtheorie mit in Rechnung zu stellen hat (vgl. Holenstein, 1975: 66 ff.). Sprachliche Phänomene sind mehrdimensionale Phänomene. Die Beobachtungsadäquatheit einer Sprachtheorie ist jedenfalls limitiert, wenn die aufgezählten genetischen Dimensionen (Onto-, Phylo- und Aktualgenese) mit ihren Schichten (neurologischer, physiologischer und psychologischer Art) nicht mit in Betracht gezogen werden.

Das Vorgehen der meisten von der Logik herkommenden Sprachtheoretiker läßt an Physiker denken, die die observablen Input- und Outputdaten eines standardisierten Computers sam-

neln und aus deren Verhältnis den Verarbeitungsmechanismus des Computers herauszufinden suchen, ohne von der Möglichkeit Gebrauch zu machen, den Computer selber 'auseinanderzunehmen' oder auch nur 'Prototypen' und ältere, noch weniger perfektionierte Modelle sowie defekte Computer desselben Typs mit in Betracht zu ziehen, die Daten liefern, die für das 'Innere' des Computers höchst aufschlußreich sein können. Bekanntlich lassen sich dieselben Outputdaten aus denselben Inputdaten über mehrere ganz und gar verschiedene Mechanismen (alias Theorien) ableiten. Der Physiker und der Logiker interessieren sich für den einfachsten Mechanismus. Ein legitimes Interesse. Der Phänomenologe interessiert sich für den Mechanismus, der im Computer (alias Mensch) tatsächlich am Werke ist. Ebenfalls ein legitimes Interesse. Der menschliche Geist ist keine ganz und gar unaufhellbare black box. Dies ist der Grund, weshalb sich ein phänomenologischer Sprachtheoretiker an die psychologischen Daten hält, die ihm einen Anhalt bieten können für den von Sprechern und Hörern tatsächlich angewandten Code. (Dazu kommt freilich die heimliche Wette, daß dieser Code sich zugleich als der einfachste erweisen wird, wenn erst einmal die Vielfalt und Verwickeltheit der Funktionen der menschlichen Sprachen unverkürzt freigelegt ist.)

Ein zweites Merkmal einer phänomenologischen Sprachtheorie ist ihr Festhalten an einer den Sprachphänomenen (Lauten wie Bedeutungen) inhärenten, situationsinvarianten Struktur gegenüber sich als pragmatisch ausgehenden Thesen einer durchgängigen kontextbedingten Variabilität dieser Phänomene. Sie wendet sich damit gegen empiristische Lerntheorien, nach denen jede Paarung eines bestimmten Phänomens mit einer bestimmten Reaktion motorischer oder verbaler Art gleich gut möglich und antrainierbar ist. Sie vertritt die These, daß, was gelernt wird, abhängig ist vom System der kognitiven Kategorien, über die man verfügt und die in einer logischen Gesetzen folgenden Stufenreihe erworben wird. Ein simples Beispiel: Der Begriff 'Bibliothek' kann nicht gelernt werden, wenn nicht zuvor der Begriff 'Buch', den 'Bibliothek' als Bedeutungskomponente enthält, erfaßt ist. Ein etwas komplexeres Beispiel wurde bereits angeführt: Die

Kategorie der Allheit vermag nicht zu beherrschen, wer nicht bereits über die Kategorien der Einheit und der Vielheit verfügt, die die von der Allheit (erkenntnis-)logisch präsupponiert werden.

Bei der These von der Hintergebarkeit der Sprache auf ein vorsprachliches, kognitives Unterscheidungssystem lassen sich zwei Positionen auseinanderhalten, eine pragmatisch-empiristische und eine struktural-aprioristische. Nach der ersten Variante ist jede Unterscheidung situationsbedingt. Der gleiche Gegenstand wird je nach der Umgebung, von der er abgehoben werden soll, verschieden interpretiert. Nach der zweiten Variante sind gewisse Unterscheidungsmittel aus strukturalen Gründen privilegiert. Die Unterscheidungsmittel bilden eine Hierarchie, für deren Ordnung strukturelle Verhältnisse der Kompatibilität und der Affinität zwischen den einzelnen Phänomenen maßgebend sind.

Der pragmatische, relativistische Standpunkt findet sich in einer der Pionierarbeiten für eine kognitive Sprachpsychologie, d.h. für die These einer kognitiv hintergebbaren Sprache exponiert (in Olson, 1970: 263 f.). Ein kleiner goldener Stein wird unter einem kleinen runden weißen Holzklötzchen versteckt. Ein Zuschauer des Versteckspiels wird aufgefordert, einem neu Hinzutretenden zu sagen, unter welchem Klotz der Stein versteckt ist. Liegt bei einem ersten Durchgang neben diesem kleinen runden weißen Klotz ein kleiner runder schwarzer Klotz, erhält er zur Auskunft: 'unter dem weißen', beim zweiten Durchgang, wenn ein kleiner eckiger weißer Klotz neben dem Steinchen-Klotz plaziert wird, 'unter dem runden', beim dritten Durchgang, wenn drei Klötze zum Steinchen-Klotz hinzukommen, ein runder schwarzer, ein eckiger schwarzer und ein eckiger weißer, 'unter dem runden weißen'. Der pragmatische Schluß, der aus solchen Experimenten gezogen wird, lautet: Nicht der zu bezeichnende Gegenstand und die ihm invariant inhärente Struktur bestimmt, wie er bezeichnet wird, sondern der wechselnde situative Kontext. Die der Phänomenologie so teure Auffassung, daß ein Wahrnehmungsgegenstand eine invariante Kombination von Eigenschaften darstellt, scheint nicht aufrechterhaltbar. Analoge Experimente mit Wörtern scheinen

auch die parallele Auffassung der strukturalen Komponentenanalyse, nach der ein Wort eine invariante Kombination von Bedeutungselementen darstellt, zu widerlegen. Werden Sätze wie 'Der Mann hob das Klavier' und 'Der Mann zerschlug das Klavier' zum Behalten aufgegeben, wird der erste Satz besser in Erinnerung gerufen, wenn als Erinnerungsstütze die Äußerung 'etwas Schweres' angeboten wird, als wenn die Äußerung 'etwas Hölzernes' gemacht wird, während für den zweiten Satz gerade das Umgekehrte zutrifft. Daß im Wort 'Klavier' die Bedeutungskomponente 'schwer' enthalten ist, scheint überhaupt erst durch seine Kombination mit dem Verb 'heben' realisiert zu werden. Schluß: Der Bedeutungsgehalt eines Wortes variiert mit dem verbalen Kontext, in dem es abgerufen wird, nicht anders als der sachliche Gehalt eines Dinges mit dem situativen Kontext variiert, indem es zur Wahrnehmung kommt (vgl. Hörmann, 1977: 179).

Bei Olson, von dem das Holzklötzchen-Versteckspiel stammt, wie bei Hörmann (1976: 410 f.; 1977: 178 f.), der Olsons Experiment und Interpretation rapportiert und kommentiert, fällt nun gleicherweise auf, daß sie sich bei der Aufzählung der Attribute der Klötze an eine konstante Reihenfolge halten. Die Reihenfolge ist im Englischen wie im Deutschen 'Klein rund weiß', 'klein rund schwarz', 'klein eckig weiß', dazu, bei Olson allein, 'small wooden'.³⁵ Die Reihenfolge ist nicht etwa 'hölzern klein', und 'rund weiß klein', 'schwarz rund klein'. Warum gerade diese und warum überhaupt eine einheitliche Reihenfolge? Ist diese Sequenz - in einem neutralen Kontext, in dem (wie in Olsons letztem Durchgang) mehr als ein Attribut anscheinend gleichrangig sind - nicht ein Hinweis dafür, daß die Eigenschaftsstruktur eines Wahrnehmungsdinges wie die Bedeutungsstruktur eines Wortes vielleicht doch auch von konstanten immanenten und nicht ausschließlich von wechselnden äußeren Faktoren regiert, wenn auch zugegebenermaßen nicht tyrannisiert wird?

'Der Zufall wollte es', daß ein Linguist, Seiler (1976), ohne Olsons und Hörmanns psycholinguistische Daten zu kennen, die Reihenfolge solcher Determinatoren in einem neutralen Kontext untersuchte, und zwar im Anschluß an das

Greenberg-Universale 20. Nach diesem gilt: Wenn die drei Determinatoren Demonstrativum, Zahlwort und Adjektiv in einer Sprache dem Nomen vorangestellt sind, ist die Reihenfolge DZAN; wenn alle drei dem Nomen nachgestellt sind, ist die bevorzugte Reihenfolge das Spiegelbild davon: NAZD (Greenberg, 1963: 87). Seiler fand, vorderhand für die deutsche Sprache, (langer Atem vorausgesetzt), Reihenfolgen wie 'diese meine zehn wundervollen schönen kleinen runden roten hölzernen Kugeln', d.h. die Kategorienfolge: (deiktische) Lokalisation, (deiktische) Possession, (formale) Zahl, (subjektive) Affektion, (subjektive) Evaluation, (äußerliche, leicht variable) Größe, (äußerliche, weniger leicht variable) Gestalt, (inhärierende) Farbe, (immanente) Materialität. Nach Seiler gelten folgende zwei Regeln. Der Anwendungsbereich von Determinatoren auf ein Nomen wächst mit seiner positionalen Distanz von diesem Nomen. 'Klein' ist auf mehr Gegenstandskategorien anwendbar als 'rund' und 'rund' auf mehr als 'weiß', entsprechend ist die Reihenfolge, wie von Olson, Hörmann und deren Versuchspersonen bestätigt: 'klein rund weiß'. 2. Je inhärenter eine Eigenschaft nach natürlicher (nicht unbedingt wissenschaftlicher) Auffassung einem Gegenstand ist, desto näher steht das entsprechende Adjektiv dem Nomen. Je weniger es das Nomen (bedeutungsnäbig) qualifiziert und je ausschließlicher es (referenzfestlegend) ein Objekt nur identifiziert, desto weiter ist es vom Nomen entfernt. So stehen deiktische Determinatoren vor formalen Zahlwörtern, diese vor stark subjektiven Ausdrücken affektiver und weniger stark subjektiven Ausdrücken evaluativer Art, diese vor den Adjektiven für die äußerlichen Eigenschaften der Größe und der Gestalt, diese vor den Adjektiven für inhärierende Eigenschaften der Farbe und der Materie.³⁶ Die Sequenz der Determinatoren spiegelt ihre Hierarchie in bezug auf das zu determinierende Nomen wieder.

In Olsons etwas zu einseitig vorgenommenen und zu abstrakt interpretierten Experimenten ist die Auswahl der Determinatoren pragmatisch determiniert (situativ und ökonomisch - warum zwei Adjektive gebrauchen, wenn eines genügt?), in Seilers Analyse ist die Sequenz der Determinatoren (im eigentlichen Sinn) kognitiv determiniert.

Die Entwicklung der Sprachwissenschaft der letzten 50 Jahre wird heute gerne als eine (in verdächtiger Weise beschleunigte) Entwicklung von unten nach oben dargestellt, ausgehend von der Phonologie über die (meist unterschlagene Morphologie und) Syntax zur Semantik. Beim gegenwärtigen Vorstoß über die Semantik und damit über die Sprache im engeren Sinn hinaus gabelt sich der Weg. Während die einen (die Erlanger mit ihrem lerntheoretischen Ansatz und andragogischen und sozialetischen Idealen gehören zu dieser Gruppe) eine "pragmatische Grundlegung der Semantik" anstreben, fordern andere (vgl. Lois Bloom, zit. bei Halliday, 1977: 139), von einem phänomenologischen Standpunkt aus nicht nur radikaler, sondern auch richtiger, eine kognitive Grundlegung der Semantik und der Sprache insgesamt. Während die Philosophen noch immer im Banne der linguistischen Wende ihrer Disziplin stehen, hört man Psychologen schon lange von einer kognitiven Wende reden - eine Herausforderung an Philosophen, die sich eben daran gemacht haben, auch gar alles Bewußtsein auf Sprache zu reduzieren, aber auch eine Einladung an Phänomenologen, ihren eigenen bewußtseinstheoretischen Ansatz der Philosophie an neuem Material zu überholen.

Annotationen

- * Textunterlage zur Bochumer Antrittsrede, "Von der Hintergebarkeit der Sprache", 21. Juni 1978. Insbesondere für den zweiten Teil über die Rolle und zum Stellenwert der Prädikation im (genetischen wie systematischen) Aufbau der Sprache verdanke ich mehreren Diskussionen mit Roman Jakobson manche sachliche wie literarische Hinweise. Dirk Koppelberg hatte die Freundlichkeit, einer ersten Version dieses Textes gegenüber die Erlanger Konzeption nicht nur stark, sondern gelegentlich auch mir überhaupt erst verständlich zu machen. Möglicherweise verbleibende Mißinterpretationen und für Insider bedenkliche Akzentuierungen sind nicht ihm, sondern meinem Bestehen auf einem mit Absicht aufrechterhaltenen 'Außenseiterstandpunkt' anzulasten.
- 1 Unverarbeitet bleibt bei Apcl (1963: 40) auch das Zugeständnis im Zusammenhang mit interlingualen Übersetzungs- und Verstehensleistungen, daß "das in der 'logischen Semantik' grundlegende Gerüst des 'Tatsachenbewußtseins überhaupt' ein eigenständiges transzendentes Regulativ" ist. Wie kann man einen solchen Satz anders verstehen als ein Eingeständnis einer vorsprachlichen Erkenntnisleitung? Da gerade dies geleugnet wird, ist das kommentarlose Hinstellen eines allem Anschein nach das Gegenteil behauptenden Satzes zumindest verwirrend.
 - 2 "Das bedeutet aber in unserem Zusammenhang, daß man hinsichtlich der Transzendentalitäts- und Unhintergebarkeitsthese gar nicht gezwungen ist, von einem allgemeinen Vermögen auf eine sehr allgemeine Weise zu sprechen, sondern dies präzise gegenüber der transzendentalen Rolle der Prädikation tun kann. Es ist die Prädikation als sprachlich fundamentale Handlung, die im strengen Sinne unhintergebar ist, weil jede Reflexion über die Prädikation bereits von der Prädikation selbst Gebrauch machen muß." (Mittelstraß, 1974: 201; vgl. auch 74)
 - 3 Um seine wohl doch auch für systematische Absichten zu eigenwillige Interpretation aufrechterhalten zu können, bringt Mittelstraß (1974: 165) alte Nominalisten wie Locke und neue wie Carnap im realistischen Lager unter

und verzichtet bei den Nominalisten auf eine Anführung von Namen. Vgl. dagegen zu Lockes differenzierter Position, Hohenstein, 1976: 149 f., 156 f.

- 4 Vgl. etwa Saussure, 1916: 155 f.; Whorf, 1940: 213; Leach, 1964: 34 etc. Die älteste Stelle, die mir bekannt ist, findet sich bei Leibniz (1765: § 4.21.4): "...andere (abgehoben von den historisch als Nominalisten bezeichneten Gelehrten!) vergleichen das Gesamtkorpus unserer Erkenntnisse einem Ozean, der ganz aus einem Stücke ist, und der nur durch willkürliche Linien in Kaledonisches, Atlantisches, Äthiopisches, Indisches Meer aufgeteilt wird."
- 5 Im außersprachlichen Bereich wird die Behauptung, daß die Funktion ausschlaggebend für die ersten Unterscheidungen ist, vor allem im Anschluß an Piaget vertreten (vgl. Nelson, 1973; dagegen Bowerman, 1977).
- 6 Nach Nelsons (1973) Lösungsvorschlag ist die erste Erfassung eines Gegenstandes oder Ereignisses funktional bedingt (vgl. dazu die Gegenbeispiele von Bowerman, 1977), das Wiedererkennen dagegen, das sich in der Ausführung derselben Handlung oder im Gebrauch desselben Namens äußert, perzeptual, durch die Wahrnehmung derselben Gestalt.
- 7 Auch Husserls phänomenologische Reflexionen, in denen eine anfänglich rein visuelle, statisch-meditativ gefaßte Wahrnehmung zusehends kinästhetisch, dynamisch-aktivistisch unterbaut wird, weisen in diese Richtung (vgl. Hohenstein, 1972: 297 ff.),
- 8 Piaget (1936: 73) stellt folgende genetisch-systematische Hierarchie auf: 1. regarder pour regarder: Das Kleinkind schaut (folgt einer Lichtquelle) um der bloßen Befriedigung des physikalischen Sehsinnes willen: "L'objet est un simple aliment pour le regard." 2. regarder pour voir: Das Auge folgt den Konturen eines Gegenstandes um der visuellen Erfassung bzw. Rekognition einer (prägnanten?) Gestalt willen. 3. regarder pour agir: Das Seh-schema tritt in den Dienst eines Handlungsschemas.

Auch motorische Handlungen können um ihrer selbst willen vollzogen werden, ohne eine Funktion außerhalb ihrer selbst

zu haben, die als Belohnung stimulieren würde. Dies gilt für angeborene Handlungsabläufe. Eichhörnchen, die mit flüssiger Nahrung großgezogen worden sind, finden Gefallen am Knacken von Haselnußschalen, obwohl die Nüsse zuvor aus den Schalen entfernt worden sind, das Öffnen der Schalen also ohne Belohnung in der Form einer begehrten Nahrung bleibt. Das Nußknacken als solches wird offenbar als Befriedigung einer vorhandenen Tendenz erfahren (vgl. Eibl-Eibesfeldt, 1964: 302 f.).

- 9 Diese Wahrheitsdefinition, zu der man in einer transzendentalphänomenologischen Analyse (Husserlscher Provenienz) von Wirklichkeit, Erfahrung und Sprache kommt, findet sich in der Geschichte der Philosophie, kaum zur Kenntnis genommen, vielleicht am deutlichsten bei Leibniz (1670: 405) formuliert. "Vera est oratio quae sentiente et medio recte disposito sentiatur (nam claritas mensura intellectus, veritatis sensus)..." Die zwei 'objektiven' Wahrheitskriterien der Adäquation und der Konsistenz und die zwei 'subjektiven' der Evidenz und des intersubjektiven Konsensus sind nicht inkompatibel, sondern im Gegenteil wechselseitig ergänzungsbedürftig. Zur Ableitung des Kriteriums des intersubjektiven Konsensus aus dem Kriterium der Evidenz vgl. Holenstein, 1977 .
- 10 Vgl. einige verblüffende Beispiele des Auseinanderfallens von Sprachverhalten und Sprachinterpretation in Holenstein, 1977.
- 11 Vgl. die Skizzierung der Probleme in Holenstein, 1976: 114 ff.
- 12 Mittelstraß (1974: 74) nennt die Frädikation "ein Apriori der Erkenntnis".
- 13 Vgl. Leibnizens Übersetzung des Verbuns in seiner angestrebten Universalsprache: 'valde potito' - 'sum magnus potator' (Couturat, 1961: 70). Die Bedeutungsverschiebung, die mit solchen Nominalisierungen, wie wohl mit allen sprachlichen Transformationen einhergeht, wird unterschlagen. Nicht jeder, der trinkt, ist ein Trinker (vgl. Seiler, 1975: 45).
- 14 Etwas ausführlicher als in (1977) behandelte Jakobson den grammatischen Aufbau der Kindersprache in seiner für den Druck noch nicht ausredigierten Heinz Werner Lectures

(1969) an der Clark University unter dem Titel "The Paths from Infancy to Language". Vgl. auch seine Louvain Lectures (1973: 64 ff.).

- 15 Vgl. Hallidays Feststellung einer unterschiedlichen Intonation bei pragmatischen und 'mathetischen' (informativischen, kognitiven) Äußerungen (1977: 29, 46, 53).
- 16 Nach Halliday (1977: 39, 83) gebraucht das Kind zuerst einen Ausdruck, der nur den Sprechakt als solchen signalisiert, z.B. einen Laut, der soviel wie 'Hallo!' ('Gruß!'), und einen andern, der einen Wunsch (also etwa 'Bitte!') bedeutet. In einem zweiten Stadium wird der Sprechakt dann determiniert, indem der Name des Bezugsgegenstandes genannt wird: 'Hallo, Mamma!' oder nur 'Mamma!' und 'Gib Milch!' oder nur 'Milch!', wobei die Intonation den jeweiligen Sprechakt signalisiert.- Kinder gebrauchen Grußworte, d.h. Vokative nicht nur für Personen, sondern auch für Tiere und leblose Gegenstände ('Hi Katz! (bilinguales Kind), Hi spoon!, Hi plane!'; vgl. Brown (1973: 119), der solche Anrufe als category errors zitiert.).

Qualifizierende Äußerungen der frühesten Kindersprache wie 'Mamma!' und 'Milch!' sind nicht als Gegenstandsbezeichnungen (Nominatoren) und auch nicht prädikativ (als ein Zusprechen von klassifizierenden Eigenschaften) zu interpretieren, sondern als eine Art 'adverbiale' Determination eines konativen Sprechaktes. Bevor Qualitatives zu Gegenständen und Eigenschaften von Gegenständen konstituiert wird, erscheint es als Determination von intentionalen Akten - analog wie nach Heidegger nicht weniger als nach Heidegger Gegenstände, bevor sie als in sich Bestand habendes Vorhandenes bewußt werden, als Zuhandenes erscheinen, das unabhängig von der jeweiligen Handlung keine Existenz hat.

- 17 Im Umkreis des Cercle linguistique de Prague (vgl. Kurylowicz, 1936: 41 f., 47) suchte man nach Affinitäten zwischen den einzelnen Wortkategorien und bestimmten syntaktischen Funktionen, wobei man sich nicht (nur) auf eine intuitive Analyse nach Husserlscher Art verließ, sondern sich an formalen (morphologischen) Kriterien

orientierte: "Si le changement de la fonction syntaxique d'une forme (d'un mot) A entraîne le changement formel de A en B (la fonction lexicale restant la même), est fonction syntaxique primaire celle qui correspond à la forme-base, et fonction secondaire celle qui correspond à la forme dérivée" (Kuryłowicz, 1930: 42). Das Nomen fungiert danach syntaktisch primär als Subjekt, das Verb als Prädikat und das Adjektiv als Epithet.

- 18 Ebenso unzulässig ist die Annahme, daß der neurologische Prozeß, der dem frühkindlichen Imperativ 'Komm!' zugrundeliegt, komplizierter ist als der neurologische Prozeß, der einen Satz wie 'Ich befehle dir zu kommen' trägt, insofern dem Imperativ 'Komm!' eine neurologische Transformation der neurologischen Unterlage des Satzes 'Ich befehle dir zu kommen' vorausgehen soll.
- 19 Nach Hallidays Beobachtungen (1977: 70) ist das Kind lange Zeit nicht fähig, jemanden über eine Sachlage zu informieren, der die entsprechende Erfahrung nicht mit ihm gemacht hatte. Ebenso wenig vermag es 'Was ist das? - Fragen zu beantworten, wenn es nicht sieht, daß die Antwort dem Frager gleichfalls zugänglich ist.
- 20 "Ich glaube, es gibt in der sprachlichen Entwicklung des Kindes zwei befreiende Phasen. Erst die Nennung des Subjekts und des Prädikats: Sie beschenkt den Redner mit einer Unabhängigkeit vom hic et nunc. Dann der zweite entscheidende Schritt, das Erfinden der Shifters: Es enthält dem Kinde die Möglichkeit und Notwendigkeit, alles mit Rücksicht auf die Teilnahme am Gespräch zu beurteilen." (Jakobson, 1977: 21 f.)
- 21 Vgl. Kuryłowicz (1936: 43) am Beispiel des russischen Adjektivs.
- 22 In der dreigliedrigen syntaktischen Rangordnung der Adjektive nimmt das anaphorische Adjektiv eine Mittelstellung zwischen dem epithetischen und dem prädikativen Adjektiv ein. Das epithetische Adjektiv ist (im Deutschen) durch die starke Deklination gekennzeichnet, das anaphorische durch die schwache und das prädikative durch eine Null-Deklination. Bei der starken Deklination werden in den meisten Fällen Numerus und Genus signalisiert, bei den schwachen (mit der positiven Ausnahme des femi-

ninen Akkusativ) nur noch der Numerus.

- 23 Vgl. die Voten von Stephany und Gipper in Jakobson, 1977: 15, 18 f.
- 24 Zur Abhängigkeit des Zahlensystems vom Ziffernsystem vgl. Brentanos Bemerkung an die Adresse Husserls über die Bedeutung der Bezeichnungsweise für die Konstitution mathematischer Systeme, zitiert in Holenstein, 1976: 209, n. 20.

Das Ziffernsystem j-i, j-h usw. begeht noch ein zweites hysteron - proteron. Die Substraktion geht in ihr der Addition voraus. In der kognitiven wie in der sprachlichen Entwicklung setzt dagegen die Substraktion die Addition voraus.

- 25 Vgl. zum erstaunlich provinziellen Bild von der Linguistik, das sich die Erlanger allen Anschein nach 'konstruieren' und von dem sie sich dann verständlicherweise absetzen, Kambartel, 1976: 72 f.
- 26 Vgl. Husserl, 1913: I 30 ff., bes. 49: "Jede normative Disziplin verlangt die Erkenntnis gewisser nicht normativer Wahrheiten." Vgl. auch seinen Brief an Natorp vom 14./15.3.1897, zitiert in der Einleitung des Herausgebers, 1975: XXVII, und für den gleichen Standpunkt der Prager Strukturalisten, Jakobson, 1960: 352.
- 27 Zu Husserls Gebrauch dieses Terms im Anschluß an Natorp vgl. Kern, 1964: 366 ff. Das Muster für eine sowohl phänomenologisch wie genetisch gewendete transzendentalphilosophische Rekonstruktion einer Wissenschaft sind Husserls "Untersuchungen zur Genealogie der Logik" (1939).
- 28 Husserl in einem Brief an Natorp vom 7.9.1901: "Als völlig sicher gilt mir aber, daß alle überhaupt obwaltenden Möglichkeiten durch apriorische Gesetze fest umschrieben sind: ideale Möglichkeiten, platonische Ideen. Innerhalb dieses Rahmens bewegt sich die mathematische 'Willkür' mit ihren 'konventionen', wodurch bestimmte Arten von Mannigfaltigkeiten aus den überhaupt geltenden herausgehoben, definiert werden, aber natürlich nicht geschaffen."
- 29 Mittelstraß behauptet nicht nur von der Theorie, daß sie

prädikativ strukturiert ist, was per definitionem utrifft, sofern man unter Theorie ein System von Sätzen, die in einem Begründungsverhältnis zueinanderstehen, versteht, sondern auch von der Reflexion (1974: 157), was zu bestreiten ist. Die (meta-)sprachliche Erfassung von Sprache braucht ebensowenig wie die sprachliche Erfassung der außersprachlichen Erfahrungswelt prädikativer Struktur zu sein.

- 30 Am unverblühtesten zu finden bei Behavioristen der fünfziger Jahre: "Language can differ without limits and in unpredictable ways" (Joos, 1957: 96).
- 31 Für gewisse Anhänger der Erlanger Schule dürfte das keine Verlockung sein. Sie haben sich, so kann man bei jüngeren Vertretern (Gethmann und Hegselmann, 1977: 356 f.) lesen, zufolge ihrer Formulierung des Begründungsproblems "die größten philosophischen Leistungen" ausgewählt. "Während nämlich die Begründung von Normen gemäß den Vertretern der Kritischen Theorie mit quasilogischer ('transzendentaler' bzw. 'rekonstruktiver') Zwangsläufigkeit vor sich geht, welche von der Philosophie lediglich dargestellt wird", bekennt sich die konstruktivistische Philosophie zur Aufgabe, nicht "die (evtl. apriorische) Begründetheit einer Norm festzustellen, sondern darauf hinzuweisen, daß die Bedingungen für eine gelingende Begründung allererst gemeinsam herzustellen sind". Wer erinnerte sich beim nüchternen Pathos der Erlanger Normierungen (Aussagen, die sich gegen jedermann erfolgreich vertreten lassen, sollen 'wahr' heißen. - Ein Verständnis, das im Umgang mit Geschichte zu erläutern sucht, daß man aus der Geschichte nichts lernen kann, soll 'historisch-hermeneutisch' heißen.) nicht an Nietzsches Unterscheidung zwischen dem bloß registrierenden und den eigentlichen gesetzgebenden und wahrhaft heroischen Philosophen (1886: 676): "Jene philosophischen Arbeiten nach dem edlen Muster Kants und Hegels haben irgendeinen großen Tatbestand von Wertschätzungen - das heißt ehemaliger Wertsetzungen, Wertschöpfungen, welche herrschend geworden sind und eine Zeitlang 'Wahrheiten' genannt werden - festzustellen und in Formeln zu drängen, ... Diesen Forschern liegt es ob, alles bisher Geschehene und Geschätzte übersichtlich, überdenkbar, faßlich, handlich zu machen, ... eine ungeheure und wunder-

volle Aufgabe, in deren Dienst sich sicherlich jeder feine Stolz, jeder zähe Wille befriedigen kann. Die eigentlichen Philosophen aber sind Befehlende und Gesetzgeber: sie sagen 'so soll es sein!'"

- 32 Analoges gilt für andere logisch und mathematisch orientierte Sprachtheorien, deren zusehends reichhaltigere und von den standardisierten Logiken abweichenden Kategorien sich immer mehr den traditionellen Grammatiken annähern.
- 33 Die Speicherung im Gedächtnis ist kein passiver Vorgang, (ein 'Niederschlag'), sondern erfolgt in einer aktiven Verarbeitung des Erinnerungsmaterials nach Organisationsgesetzen, die sich mit den Gesetzen des Verstehens decken. Eine 'natürliche Grammatik' hat z.B. in Betracht zu ziehen, daß in der Erinnerung Verb und Adjektiv, die in der logischen Formalisierung sprachlicher Äußerungen nach dem Prädikat-Argument-Schema die Prädikat-Stelle zugewiesen erhalten, d.h. in logischer Sicht als Organisationskerne fungieren, schlechter reproduziert werden als die Substantive, die als Subjekt und Objekt fungieren. In gedächtnistheoretischer Sicht sind darum eher diese, die in der Logik nur den Status von abhängigen Argumenten haben, als Organisationskerne anzusehen. Wie als Organisationskerne fungierenden Satzteile sind gerade dadurch ausgezeichnet, daß sie besser als andere Satzteile behalten werden und zuerst reproduziert werden (vgl. Bock, 1977: 90 ff., 149, 153).
- 34 Die Mitberücksichtigung der Neurologie ist nur für solche Phänomenologen schockierend, die noch immer auf die Abwehr eines längst überholten mechanistischen und naturalistischen Weltbildes fixiert sind (vgl. Holenstein, 1976: 114 ff.).
- 35 Mit einem charakteristisch normgerechten Fehler liest Hörmann (1976: 410) auch noch die Abfolgen 'a small gold star' und 'a second black one' in Clsons Text hinein!
- 36 Diese linguistische Analyse wird von einer psycholinguistischen Analyse, die Hörmann (1976: 432) gleichfalls rapportiert und kommentiert, bestätigt, nach der näher beim Nomen auftretende Adjektive, was die bewußtseinsmäßige Verfügbarkeit angeht, den entfernteren Adjektiven gegenüber eine höhere Verfügbarkeit ist vorzuziehen.

jektiven überlegen sind. Die Verfügbarkeit ist vom Zusammenhang abhängig, der zwischen der Bedeutung des Nomens und der durch das Adjektiv bezeichneten Eigenschaft besteht.

Bibliographie

- Apel, Karl-Otto, 1963, Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico, Archiv für Begriffsgeschichte 8.
- Berg, Leo S., 1922, Nomogenesis or Evolution Determined by Law, Cambridge, Mass.: M.I.T. Press, 1969.
- Bock, Michael, 1977, Sprache und Gedächtnis, Habilitationsschrift, Ruhr-Universität Bochum: Psychologisches Institut.
- Bowerman, Melissa, 1977, "The acquisition of word meaning: an investigation of some current concepts", Thinking, ed. by F.N. Johnson-Laird and F.C. Wason, Cambridge. Cambridge University Press, 239-253.
- Bruner, Jerome S., 1975, "The Ontogenesis of Speech Acts", Journal of Child Language 2, 1-19.
- Chellas, B.F., 1969, The Logical Form of Imperatives, Stanford: Perry Lane Press.
- Chomsky, Noam, 1966, Cartesian Linguistics, New York: Harper & Row.
- Couturat, Louis, 1961, La logique de Leibniz d'après des documents inédits, Hildesheim: Olms.
- Eibl-Eibesfeldt, Irenäus, 1964, "Experimental Criteria for Distinguishing Innate from Culturally Conditioned", Cross-Cultural Understanding, ed. by F.S.C. Northrop and Helen H. Livingston, New York: Harper & Row, 297-307.
- Elkind, David, 1962, "Children's Conceptions of Brother and Sister: Piaget Replication Study V", The Journal of Genetic Psychology 100, 129-136
- Gethmann, Carl Friedrich und Rainer Hegselmann, 1977, "Das Problem der Begründung zwischen Fundamentalismus und De-zisionismus", Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 8, 342-368.
- Greenberg, Joseph H., 1963, "Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements", Universals of Language, ed. by Joseph H. Greenberg, Cambridge Mass.: M.I.T. Press, 1966, 73-113.
- Halliday, M.A.K., 1977, Learning How to Mean. Explorations in the Development of Language, New York: Elsevier.
- Hörmann, Hans, 1976, Meinen und Verstehen: Grundzüge einer psychologischen Semantik, Frankfurt: Suhrkamp.

- , 1977, Psychologie der Sprache, Zweite, überarbeitete Auflage, Berlin: Springer.
- Holenstein, Einar, 1972, Phänomenologie der Assoziation, Den Haag: Nijhoff.
- , 1975, Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus, Frankfurt: Suhrkamp.
- , 1976, Linguistik, Semiotik, Hermeneutik, Frankfurt: Suhrkamp.
- , 1977, "Intersubjektive Verantwortung: Phänomenologische Rechtfertigung eines ethischen Rechtfertigungsprinzips", Studia Philosophica 37, 109-124.
- , 1978, "Die Philosophie und ihre Geschichte", Vortragsmanuskript.
- Husserl, Edmund, 1913, Logische Untersuchungen II/1, Tübingen: Niemeyer, 1968.
- , 1939, Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik, Hamburg: Meiner, 1972.
- Jakobson, Roman, 1929, "Remarques sur l'évolution phonologique du russe comparée à celle des autres langues slaves", Selected Writings II, The Hague: Mouton, 1971, 7-116.
- , 1939, "Signe zéro", Selected Writings II, The Hague: Mouton, 1971, 211-219.
- , 1973, "Louvain Lectures", redigiert von Marleen Van Ballaer in: Aspects of the Theories of Roman Jakobson, Memoir, Katholieke Universiteit te Leuven: Fakulteit der Wijsbegeerte en Letteren.
- , 1977, "Der grammatische Aufbau der Kindersprache", Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften: Vorträge G 218, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Joos, Martin, ed., 1957, Readings in Linguistics, Washington, D.C.: American Council of Learned Societies.
- Kambartel, Friedhelm, 1976, Theorie und Begründung, Frankfurt: Suhrkamp.
- Kamlah, Wilhelm, 1962, "Der moderne Wahrheitsbegriff", Einsichten: Gerhard Krüger zum 60. Geburtstag, Frankfurt: Klostermann, 107-130.
- Kamlah, Wilhelm und Paul Lorenzen, 1967, Logische Propädeutik, Revidierte Ausgabe, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Karmiloff-Smith, Annette Dionne, 1976, Little Words Mean a Lot: The Plurifunctionality of Determiners in Child Language, Thèse de doctorat, Université de Genève:

- Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation.
- Kuryłowicz, Jerzy, 1936, "Dérivation lexicale et dérivation syntaxique", Esquisses linguistiques, Wrocław-Brakow, 1960, 41-50.
- Leach, Edmund, 1964, "Anthropological Aspects of Language", New Directions in the Study of Language, Cambridge, Mass.: M.I.T. Press.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm, 1670, Parii Nizolii de Veris Principiis et Vera Ratione Philosophandi contra Pseudo-philosophos, Philosophische Schriften II, Berlin: Akademie, 1966, 398-476.
- , 1765, Nouveaux essais sur l'entendement humain, Paris: Garnier-Flammarion, 1966.
- Lewis, D., 1970, "General Semantics", Synthese 22, 18-67.
- Locke, John, 1690, Essay Concerning Human Understanding, New York: Dover.
- Lorenz, Kuno und Jürgen Mittelstraß, 1967, "Die Hintergebarkeit der Sprache", Kant-Studien 58, 187-208.
- Lorenzen, Paul, 1970, "Regeln vernünftigen Argumentierens", Konstruktive Wissenschaftstheorie, Frankfurt: Suhrkamp, 1974, 47-97.
- , 1977, "Konstruktive Wissenschaftstheorie und politische Vernunft", Neue Zürcher Zeitung, Beilage "Literatur und Kunst", 23./24. Juli 1977, 42.
- Lorenzen, Paul und Oswald Schwemmer, 1975, Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie, Zweite, verbesserte Auflage, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Mittelstraß, Jürgen, 1974, Die Möglichkeit von Wissenschaft, Frankfurt: Suhrkamp.
- Piaget, Jean, 1936, La naissance de l'intelligence chez l'enfant, Neuchâtel: Delachaux et Niestlé, 1975.
- Nelson, Katherine, 1973, "Some Evidence for the Cognitive Primacy of Categorization and its Functional Basis", Thinking, ed. by F.M. Johnson-Laird and F.C. Wason, Cambridge: Cambridge University Press, 1977, 223-238.
- Nietzsche, Friedrich, 1886, Jenseits von Gut und Böse, Werke in drei Bänden II, München: Hanser, 1973, 563-759.
- Olson, David R., 1970, "Language and Thought: Aspects of a Cognitive Theory of Semantics", Psychological Review 77, 257-273.

- Saussure, Ferdinand de, 1916, Cours de linguistique générale, Paris: Payot, 1969.
- Seiler, Hansjakob, 1975, "Die Prinzipien der deskriptiven und der etikettierenden Benennung", Linguistic Workshop III, hg. von Hansjakob Seiler, München: Fink, 2-57.
- , 1976, "Determination: Universal Dimension for Inter-Language Comparison", akur: Arbeiten des Kölner Universalien-Projekts, Nr. 23.
- Trubetzkoy, Nikolaj S., 1939, "Le rapport entre le déterminé, le déterminant et le défini", Mélanges de linguistiques offerts à Charles Lally, Genève, 75-82.
- Tugendhat, Ernst, 1976, Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt: Suhrkamp.
- Whorf, Benjamin Lee, 1940, "Science and Linguistics", Language, Thought, and Reality, Cambridge, Mass.: M.I.T. Press, 1974, 207-219.

In der Reihe akup erscheinen die Arbeiten des Kölner Universalienprojekts (DFG-Projekt, Leitung Prof. Dr. Hansjakob Seiler). Die Nummern 1-15 sind erschienen als Linguistic Workshop I-III (LW I, LW II, LW III), München: Fink 1973-75.

1. Seiler, H. 1973, "Das Universalienkonzept", LW I, 6-19.
2. Lehmann, C. 1973, "Wortstellung in Fragesätzen", LW I, 20-53.
3. Ibañez, R. 1973, "Programmatische Skizze: Intonation und Frage", LW I, 54-61.
4. Brettschneider, G. 1973, "'Sexus' im Baskischen: Die sprachliche Umsetzung einer kognitiven Kategorie", LW I, 62-72.
5. Stephany, U. 1973, "Zur Rolle der Wiederholung in der sprachlichen Kommunikation zwischen Kind und Erwachsenen", LW I, 73-98.
6. Seiler, H. 1974, "The Principle of Concomitance: Instrumental, Comitative and Collective (With special reference to German)", LW II, 2-55.
7. Seiler, H. 1974, "The Principle of Concomitance in Uto-Aztecan", LW II, 56-68.
8. Lehmann, C. 1974, "Prinzipien für 'Universal 14'", LW II, 69-97.
9. Lehmann, C. 1974, "Isomorphismus im sprachlichen Zeichen", LW II, 98-123.
10. Seiler, H. 1975, "Die Prinzipien der deskriptiven und der etikettierenden Benennung", LW III, 2-57.
11. van den Boom, H. 1975, "Zum Verhältnis von Logik und Grammatik am Beispiel des neuinterpretierten λ -Operators", LW III, 58-92.
12. Untermann, J. 1975, "Etymologie und Wortgeschichte", LW III, 93-116.
13. Lehmann, C. 1975, "Strategien für Relativsätze", LW III, 117-156.
14. Ultan, R. 1975, "Infixes and their origins" LW III, 157-205.

15. Stephany, U. 1975. "Linguistic and extralinguistic factors in the interpretation of children's early utterances", LW III: 206-233.
16. Ultan, R. 1975. "Descriptivity grading of Finnish body-part terms"
17. Lehmann, C. 1975. "Determination, Bezugsnomen und Pronomen im Relativsatz"
18. Seiler, H. 1975. "Language Universals and Interlinguistic Variation"
19. Holenstein, E. 1975. "Semiotische Philosophie?"
20. Seiler, H. 1976. "Introductory Notes to a Grammar of Cahuilla" (To appear in Linguistic Studies offered to Joseph Greenberg on the occasion of his 60th birthday)
21. Ultan, R. 1976. "Descriptivity in the Domain of Body-Part Terms"
22. Boom, H. van den. 1976. "Bedeutungsexplikation und materiale Implikation"
23. Seiler, H. 1977(a). "The Cologne Project on Language Universals: Questions, Objectives, and Prospects"
Seiler, H. 1977(b). "Determination: A Functional Dimension for Interlanguage Comparison" (final version of Seiler, H. 1976 "Determination ...", published as akup 23, 1976).
(To appear in: Papers from the Gummersbach Conference on Language Universals. The Hague: Mouton)
24. Moshinsky, J. 1976. "Measuring Nominal Descriptivity"
25. Seiler, H. (ed.) 1976. "Materials for the DFG International Research Conference on Language Universals"
26. Walter, H. 1976. "Das Problem der Deskriptivität am Beispiel deutscher Verbalderivation"
27. Seiler, H. 1977. "Two Systems of Cahuilla Kinship Expressions: Labeling and Descriptive" (To appear in the Festschrift for Madison S. Beeler)
28. Holenstein, E. 1977. "Motive der Universalienforschung"
29. Virkkunen, P. 1977. "Zum Ausdruck der notivischen Bestimmtheit im Finnischen. Mit einer Schlußbemerkung zum typologischen Vergleich des Französischen und des Finnischen von Wolfgang Raible".

30. Kölver, Ulrike. 1977. "Nominalization and Lexicalization in Modern Newari".
31. van den Boom, Holger. 1978. "Paradigmenwechsel als Notationswechsel: Saussure - Chomsky".

Herausgeber der Reihe:

Prof. Dr. Hansjakob Seiler

Universalienprojekt

Institut für Sprachwissenschaft

Universität zu Köln

D-5000 Köln 41

© bei den Autoren